

STREITEN...

(siehe Seite 2)

... will gelernt sein

Zorn – Geschrei und Bienenwachs

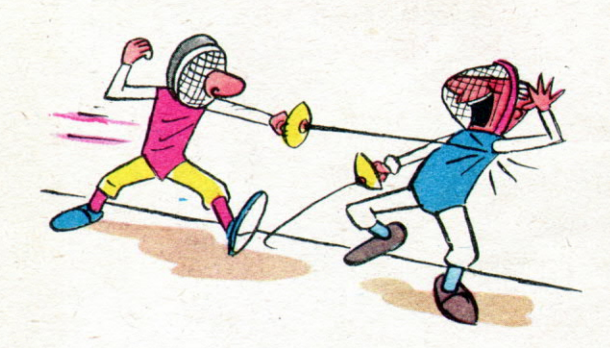
Es geschah irgendwann auf einer Südseeinsel. Das Meer war ruhig, der Mond schaute durch die hohen Palmenwipfel. Doch was ist das? Eine Gruppe Insulaner streitet sich erbittert, daß man glaubt, den zornerfüllten Worten werden im nächsten Augenblick Handgreiflichkeiten folgen. Aber nichts dergleichen. Es geschieht etwas anderes: Alle „Streithammel" fassen sich plötzlich in die Ohren und ziehen Bienenwachskugeln aus den Gehörgängen. Dann lachen sie über den vorangegangenen Streit und verbringen den Rest der Nacht bei Musik und Tanz und fröhlichem Schmaus. Sie feiern, wie jedes Jahr, das Fest der EINTRACHT!

Fäuste – Streit und böse Worte

Wir dagegen veranstalten öfters als einmal im Jahr Trauerspiele der ZWIETRACHT und des Zankes. Warum eigentlich? Weshalb streiten wir so häufig sinnlos darauf los? Weil man Recht hat!! Hat man Recht?? Und schon wird aus einem harmlosen Streit ein böser Zank. Und nicht selten streitet und zankt man mit Fäusten und bösen Worten.

Eitler Pfau und tolle Hirsche

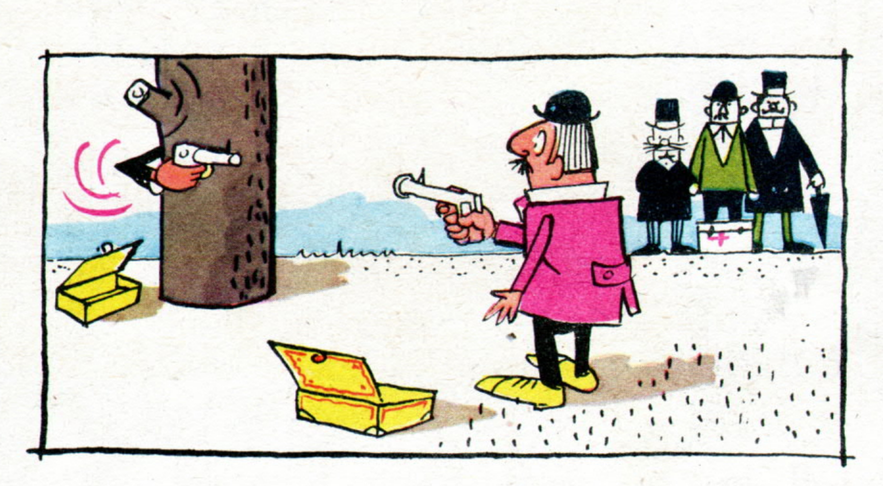
Wir müßten uns dann einmal selbst beobachten. Mancher bläht sich auf wie ein Pfau, ist überzeugt von seinen eigenen Vorzügen, vergreift sich im Ton und verletzt den anderen. Das tun auch röhrende Hirsche. Sie wollen den Gegner damit schrecken. Und manche „Kampfhähne", die aufeinander losgehen, wollen eigentlich nur Stärke



vortäuschen. Das Ende vom Lied ist nämlich meistens, daß nur ihre harten Schädel aufeinanderprallen. Wer siegt? Der Stärkere. Nun gut, bei Hirschen wollen wir das gelten lassen. Auch bei sportlichen Wettkämpfen ist ein solcher Leistungsvergleich angebracht. Doch streitet man so um einen Standpunkt?

Pistolenknall und Säbelstiche

Dazu hat es auch schon die unterschiedlichsten Meinungen und Auffassungen gegeben. Vor einem knappen Menschenalter zum Beispiel erblickte man in Pistolen- und Säbelduellen der Männer den einzigen achtbaren Weg, sich gegenseitig seinen „Standpunkt" klarzumachen. Leider haben viele dieser „Streiter" dabei ihr Leben eingebüßt, oft gerade die, die eigentlich im Recht waren.



Streiten ist eine Kunst – und sie will gelernt sein!

Frösi sagt:

Geht es um Recht oder Unrecht, um Wahrheit oder Lüge, sollt ihr streiten!

Streiten – Ja! Aber:

Niemals
mit Fäusten und häßlichen Worten!

Immer
mit besseren Ideen und klügeren Argumenten!

Immer
mit Einsicht in eigene Fehler!

Immer
mit Bereitschaft, die richtigen Gedanken des anderen anzuerkennen!

Immer
mit der Elle der Pioniergesetze messen!

Und habt ihr so gestritten, habt ihr gut gestritten. Die Sache hat gewonnen – und der Streit wird eure Freundschaft nicht trüben!

70 Gewinner reisen zur Leipziger Herbstmesse

Das Buch der Zukunft ist kein Buch der Geheimnisse mehr. • Viele Seiten liegen schon offen vor uns. • Unser Morgen ist schon heute zu erkennen.

Jeder kann das Neue sehen. Wo? Wie? Wodurch?
Entdeckt die Zukunft!



Macht mit im

UNTERNEHMEN Z

Unternehmen „Z" = Unternehmen Zukunft

Jeder entdeckt an einem Beispiel etwas, das mit dem Jahr 1970 zu tun hat.

Das kann euch betreffen,
oder eure Eltern
oder eure Schule
oder euren Nachbarbetrieb
oder eure Wohnung

MELDUNG • MELDUNG • MELDUNG

an „Frösi", Berlin W 8, Kronenstraße 30/31

Name ____ Vorname ____

Wohnort ____

Straße ____

Alter ____

Ich habe für das Unternehmen Z erkundet:

____

____

____

____

Lurko und der Zaubertrank

Heute stellen wir euch Lurko vor, einen kleinen lustigen Gesellen, den Helden vieler närrischer Abenteuer. Durch seine Neugier wird er stets in neue unvorhergesehene Ereignisse verwickelt.

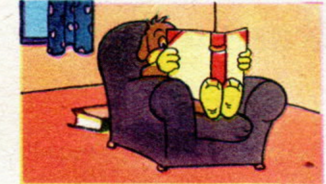
Lurko jagt auf dem Dachboden Feldmäuse und schlägt dabei wild um sich.



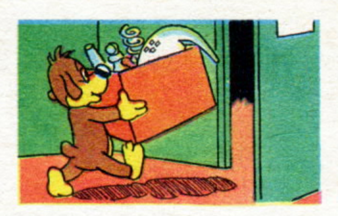
Er trifft ein altes Buchgestell, dessen Teile plötzlich auf seinen Kopf fallen.



Langsam erholt er sich von seinem Unfall und sieht neben sich ein dickes Buch.



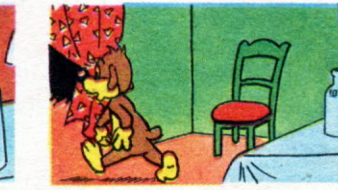
Es handelt von Zauberei und magischen Kräften. Lurko liest den ganzen Nachmittag.



Er will auch ein Zaubermittel herstellen und verschafft sich dazu die nötigen Retorten.



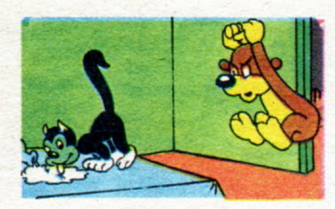
In der Kammer nebenan mischt er den Zaubertrank, wie es das Buch vorschreibt.



Leider war er sehr unvorsichtig, denn er ließ den halbfertigen Trunk stehen und ging fort.



Da schlich sich auf leisen Sohlen Miez herbei, und weil sie durstig war, kostete sie.



„Geh sofort weg von hier!" rief Lurko, als er sah, was geschehen war, und nahm die Flasche an sich.



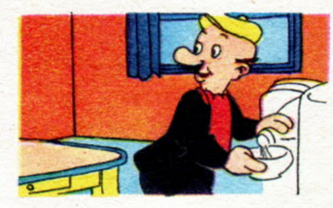
Ärgerlich stellte er fest, daß nicht ein einziger Tropfen in der Flasche geblieben war.



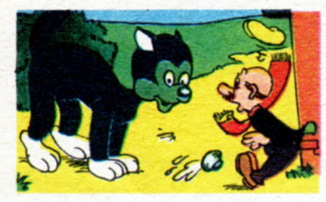
Er meinte, die Formel genau im Kopf zu haben, und begann die Arbeit noch einmal.



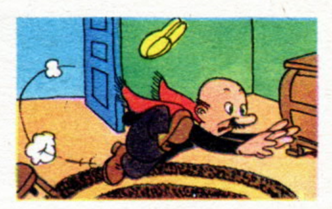
Inzwischen hatte sich Miez hinter einem Strauch versteckt, und Onkel Odon hörte sie kläglich miauen.



Sicher ist sie durstig, dachte der Onkel und lief in die Küche, um Milch zu holen.



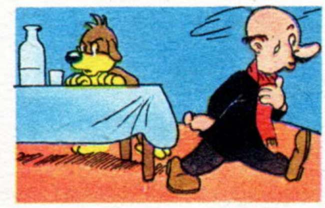
Freundlich rief er: „Miez, Miez . . .", doch als er sie sah, ließ er vor Schreck die Milch fallen.



Wie gehetzt rannte er ins Haus zurück, um einen Schluck Wasser zu trinken.



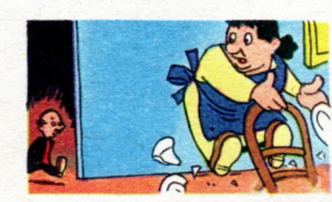
Mit letzten Kräften griff er nach der Flasche, die vor Lurko auf dem Tisch stand.



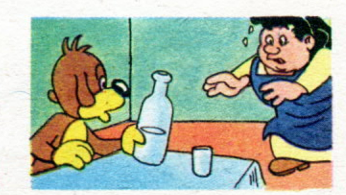
Traurig sah Lurko dem Onkel nach, der mit ganz betäubtem Kopf in die Küche ging.



Hier wartete die Tante auf ihn. Er sollte ihr helfen, das Geschirr wegzustellen.



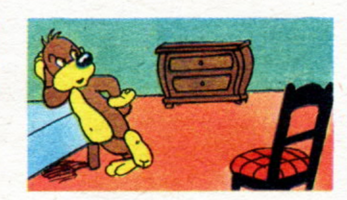
Die Tante ließ entsetzt die Teller fallen, als sie statt des Onkels einen kleinen Zwerg sah.



Nun war auch der Tante schlecht, jammernd greift auch sie nach Lurkos Flasche.



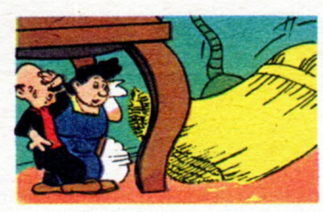
Ehe es Lurko verhindern konnte, hatte die Tante den restlichen Zaubertrunk zu sich genommen.



Da beschloß Lurko, nie wieder zu experimentieren. Plötzlich ertönte ein Schrei.



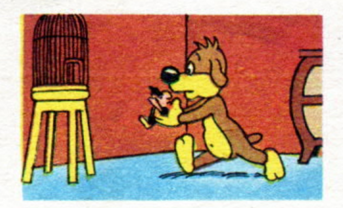
Er kam aus der Küche. Lurko ist fassungslos, daß Onkel und Tante vor einer Maus flüchten.



Schnell verjagt er die Maus mit einem Besen. Onkel und Tante flüchten unter den Schrank.



Nun holt Lurko sie hervor. Wie konnten sie so winzig werden? Hatte seine Formel nicht gestimmt?



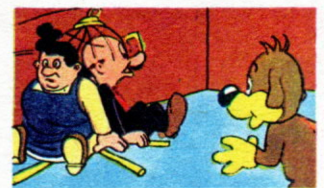
Jetzt weiß ich einen Ort, wo die beiden ganz sicher aufgehoben sind.



Im Käfig sind sie sicher, denkt Lurko und grübelt, wie sie wieder große Menschen werden.



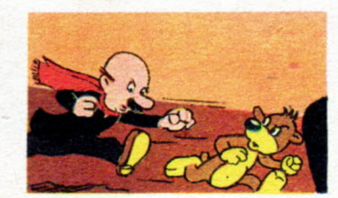
Unerwartet tönt lautes Krachen und Knallen. Der Zauber hatte offenbar aufgehört.



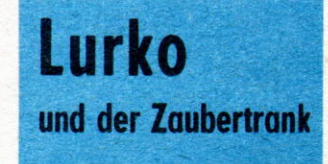
Onkel und Tante hatten angefangen zu wachsen, und dadurch war der Käfig zersprungen.



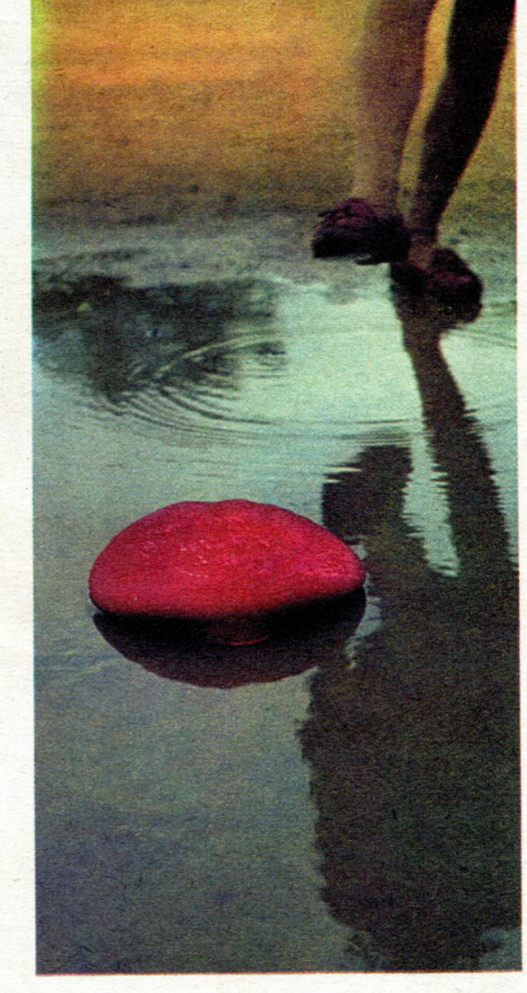
Das Dach surrte noch durch die Luft und traf Lurko am Kopf. Er verlor seine gute Laune.



Lurko dachte, es ist das beste, ich verschwinde. Schimpfend folgte ihm der Onkel.







Der Frühlingswind

INGEBORG FEUSTEL



Es kommt der Frühling gelaufen,
er stürmt durch die Lindenallee.
Er rüttelt vergnügt an Dächern und Traufen
und kräuselt die Wasser im See.

Er springt wie ein Quirl in Bach und Pfütze
und bläst auf die Straße den bunten Hahn.
Er nimmt Papier und die rote Mütze
huckepack mit bis zur Straßenbahn.

Da ist ihm beinahe der Atem vergangen.
Er setzt sich auf einen Ast zu der Meise
und versucht, die Sonnenstrahlen zu fangen.
Und schaukelt leise.

Fotos: Mirschel

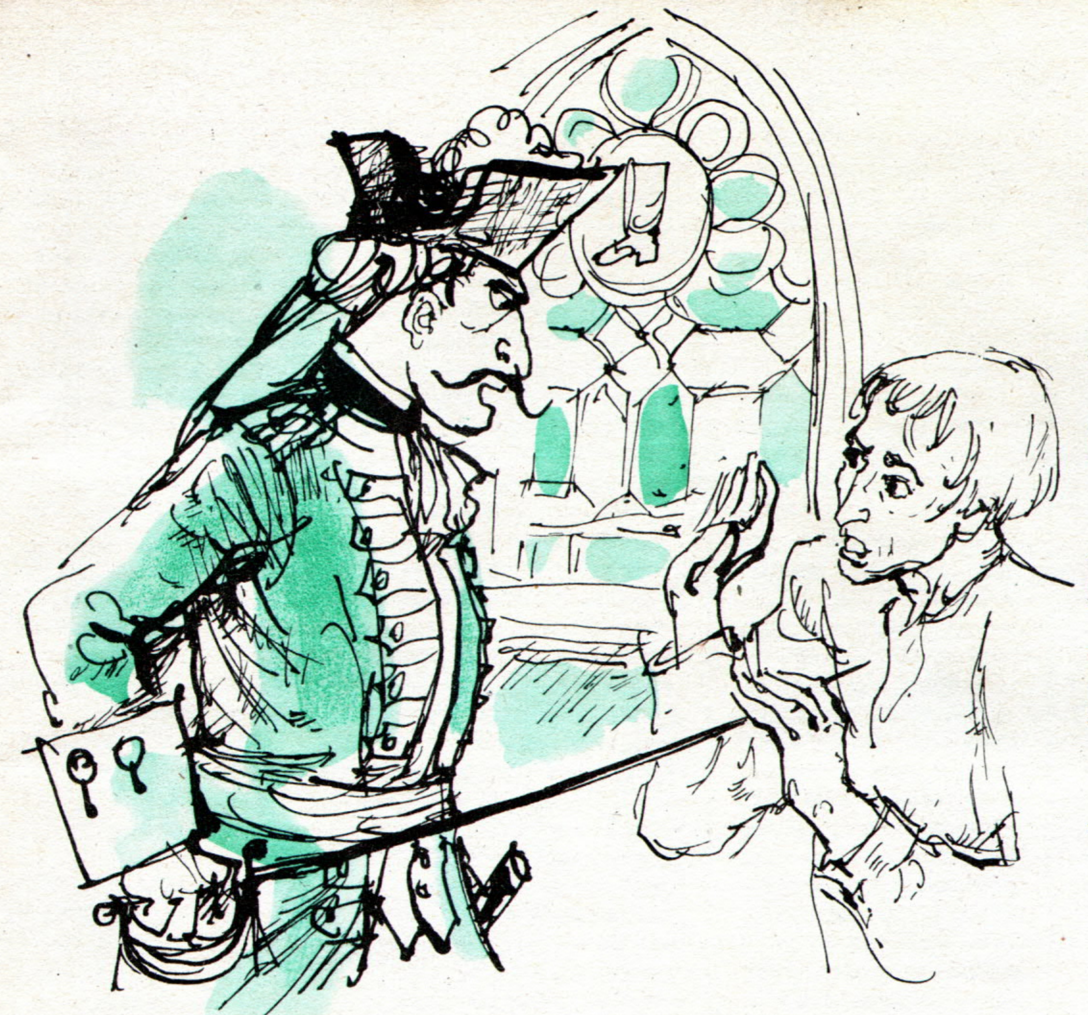


Wenn der Mensch der Habgier verfällt

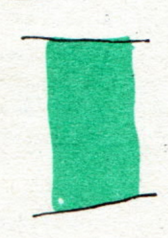
Es war einmal ein Geizhals, der hatte eine Henne, wie man sie selten findet. Wer hat auch je von einer Henne gehört, die goldene Eier legt! Auch unser Geizhals wollte es nicht glauben. Aber wirklich, die Henne legte ihm ein goldenes Ei. Als das geschah, leuchteten die Augen des Mannes vor Habgier. Er dachte: Wenn die Henne mir ein goldenes Ei gelegt hat, so ist in ihr bestimmt ein goldener Schatz verborgen. Den muß ich haben und werde ihn auch bekommen!

Er erschlug also die Henne und suchte in ihr das Gold. Er suchte, doch vergeblich. Woher denn Gold! Die Henne war wie jede andere Henne, die weiße Eier legt.

Leicht reich werden wollte unser Geizhals, die Habgier bemächtigte sich seiner, und wie fiel es aus? Goldene Eier wollte er haben, doch verlor er die Henne, und so hatte er nicht einmal weiße!



Das SIEGEL mit dem Nashornkopf



WALTER BASAN

Der Gefangene, der in einer Frühlingsnacht des Jahres 1756 durch die Gitter des Kellerfensters im Rathaus der Messestadt Leipzig blickte, wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte.
Melchior Kienast hielt die Gitterstäbe mit beiden Händen fest umschlossen und sog das bunte Treiben vor seinem Verlies mit allen Sinnen förmlich in sich hinein. Er berauschte sich an dem fremdländischen Stimmengewirr, und er genoß den Duft aus überseeischen Gewürzsäcken und orientalischen Fässern. Er taxierte die pausenlos mit Schleifschlitten in die Handelshöfe gebrachten Güter, und er bestaunte die Planwagen aus fernen Ländern. Vielleicht waren sie seit Monaten mit Korkwaren aus dem fernen Spanierland unterwegs, vielleicht auch mit Edelmetallen aus Skandinavien. Oder ob sie aus Polen Hasenfelle brachten oder Getreide aus der Ukraine? Der ehrsame Kaufherr war auch jetzt nahe daran, den Messetrubel mit einem freudigbewegten Lächeln zu quittieren, als er sich seiner mißlichen Lage bewußt wurde. Er war Gefangener des preußischen Königs. Der hielt Leipzig besetzt und verlangte 10 Millionen Taler Kontributionen. 40 000 von Kienast.

Ich bleib' hart, nahm sich Melchior Kienast vor. Zahl' ich, bin ich ruiniert. Nach diesem schmachvollen 56er Jahr im 18. Jahrhundert müssen für die Stadt und für uns alle wieder bessere Zeiten kommen. Der Kaufmann ballte die Fäuste. Auch um Leipzig willen werde ich schweigen, dachte er, als plötzlich die Tür des Raumes aufgestoßen wurde. Die Häscher lieferten einen weiteren Gefangenen ab. Kienast erschrak.
Erasmus Richter, sein Freund und Nachbar, taumelte dem Wachhabenden vor die Füße. Und als dieser dem Gefangenen die Degenspitze auf die Brust setzte, winselte der:
„Bringt mich nach Haus. Ich zeig' euch mein Versteck mit allen Reserven!" Und als er Melchior Kienasts verschlossenes Gesicht im Zimmer suchte und schnell fand, forderte er ihn auf, er möge auch nicht länger schweigen. „Gib schon zu, Melchior, daß du, genau wie ich, im Garten, nicht weit vom Holderstrauch entfernt..." „Verräter!" wetterte Kienast und hätte auf den Nachbarn am liebsten eingeschlagen.
Der Major, der es sah, rieb sich die Hände.
„Ein Korporal und vierundzwanzig Füsiliere fertigmachen zum Ausrükken!" kommandierte er zum Fenster hinaus. Darauf genoß er mit großem Behagen einen Pokal Wein als Vorschuß auf den ergiebigen Fang, der sich ankündigte.

Während sich die preußischen Soldaten samt ihren Gefangenen durch die mit Warenstapeln aller Art, mit Messebuden und Verkaufsständen verstopften Gassen entlang der nächtlichen Barockhäuserzeilen einen Weg bahnten, harrten Frau Kienast und Frau Richter angstvoll der Dinge, die da kommen würden. – Der gemeinsame Garten beider Familien war nach drei Seiten hin von Wohn- und Lagerhäusern umschlossen. Die vierte Seite wurde von einem weiträumigen Hof ausgefüllt. Bald nach Melchiors Verhaftung hatte Erasmus verfügt, daß die Kutsche eines griechischen Schaustellers und der von ihm mitgeführte stabile Wagen Platz darin fänden. Und zwar mit der Maßgabe, daß die Attraktion des Gauklers, ein in Europa noch unbekanntes Tier, genannt Diceros bicornis, im Garten nach



Herzenslust herumzuspazieren habe. – Dann hatte sich Erasmus Richter ins Rathaus begeben.



Nun also kehrte er, in Begleitung Melchiors und der Preußen, auf sein Grundstück zurück. –
„Den Garten durchsuchen!" befahl der Major seinen Leuten. „Am Holderstrauch beginnen! Kienast und Richter bezeichnen uns die Verstecke ihrer Schätze genauer! Los, los, los!"
Posten wurden aufgestellt und Fackeln entzündet. Die größte Fackel trug der Major eigenhändig vor sich her. „Sapperlot!" rief er überrascht, als er zu seinen Füßen in der aufgewühlten Gartenerde drei, vier blanke Goldstücke fand. „Die vergrabenen Töpfe quellen über! Vorwärts, Kerls. Ich rieche fette Beute!" Er hatte es kaum ausgesprochen, als er vor Entsetzen wie angewurzelt stehenblieb. Zwei Augen funkelten ihn an. Zwei Augen eines riesigen Tieres mit einem Doppelhorn auf der Schnauze. Das Tier wälzte sich zwischen Haufen umgepflügter Erde. Träumte oder wachte er? Oder hatte er dem Wein zu kräftig zugesprochen, daß ihn seine Phantasie mit Trugbildern narrte?
„Grenadiere, Achtung!" rief der Major seinen Soldaten zu. – Die Männer standen zunächst wie angewurzelt, als das Untier den Rachen aufriß. Doch als es wütend mit den Beinen stampfte, gerieten des Preußenkönigs Grenadiere aus ihrer gewohnten Fassung. „Rette sich, wer kann!" lautete ihre Parole. Wenn auch einige beherzte Männer blindlings auf den Koloß feuerten, so folgten die allermeisten doch dem deckungsuchenden Major.



An Kienast und Richter aber, die in einen Speicher retirierten, dachte in diesem Augenblick der Verwirrung kein Mensch.
„Melchior, begreifst du jetzt den Witz der ganzen Geschichte, die ich wohlweislich eingerührt habe?" fragte Erasmus den Nachbarn. Währenddes wurde die Schar der von dem Lärm angelockten Neugierigen rasch größer. – Melchior war außer sich vor Bestürzung. „Ein fremdländisches Ungeheuer verwüstet unsere Gärten, und um die Taler der dabei bloßgelegten Verstecke balgen sich bereits die Gassenjungen."
Erasmus lachte. „Eine Handvoll Goldfüchse habe ich zum Schein des Gerechten für das Manöver geopfert. Eine Handvoll, Melchior! Mehr nicht. Es mußte doch so aussehen, als ob das Nashorn unsere Schätze auf dem Gewissen hat. Tatsächlich habe ich alles Geld längst in die Geschäfte der diesjährigen Messe gesteckt."
Ein Leuchten ging über Melchiors Züge. „Das vergesse ich dir ein Leben lang nicht, Erasmus."
Da ging die Tür auf. Der Major trat in den Speicher.
„Gibt's nirgendwo einen zweiten Ausgang?" erkundigte er sich ziemlich verstört, weil die Sache für ihn und seine Leute blamabel zu werden begann.
„Und was wird aus uns?" fragte Melchior Kienast mit gespielter Verzweiflung und wies ihm den Weg.
Der Major winkte ab. „Was scheren mich und des Königs Soldaten so arme Teufel! Bleibt, wo der Pfeffer wächst!"
„Da, wo die Nashörner zu Hause sind?" fragte Erasmus. „Um Himmels willen!" – Und Melchior fügte aufatmend hinzu: „Dann bleiben wir schon lieber in Leipzig, da trifft sich zweimal im Jahr ohnehin die ganze Welt!"



Und von Stunde an siegelte das Handelshaus Kienast & Richter seine Briefschaften mit einem großartig anzuschauenden Nashornkopf.



Leipzig, 4. May, 1710

Nunmehr hat man die Königlichen und Churfürstlichen neuen Porzellan-Manufacturen zu Dreßden im Blauen Engel allhier eröffnet, deren Erzeugnisse von ganz ungemeiner Schönheit sind. Man findet Tisch-Krüge, Thee-Bottgens, Türkische Caffée-Kannen und Bouteillen.

Im wilden Westen

Im Jahre 1872 wurden drei vom Augustusplatz ausgehende Pferdeeisenbahnlinien eröffnet. Mit einem kleinen Dampfer wurden auf der Elster Fahrten nach dem 3 km entfernten „wilden Westen" (Lindenau–Plagwitz) unternommen.

Menschenmassen zur Messe im 18. Jahrh.



Messemarktplatz mit Modellkleid 1964



- 60 % des in aller Welt hochgeschätzten Meißner Porzellans werden gegenwärtig exportiert. Unlängst wurden die qualitätsvollen Leistungen der Staatlichen Meißner Porzellan-Manufaktur vom Leipziger Messeamt mit der Goldmedaille ausgezeichnet.

- Größter ausländischer Aussteller ist 1965, wie auf allen Nachkriegsmessen, die Sowjetunion. Auf über 12 000 m^2 Ausstellungsfläche der Technischen Messe und in zwei Messehäusern zeigen 20 Außenhandelsunternehmen u. a. Maschinen, metallurgische Erzeugnisse und Bergbauausrüstungen.

- Täglich werden von Leipzig aus rund 100 000 Bücher in alle Welt zum Versand gebracht. An der Buchmesse sind rund 500 Verlage mit über 40 000 ausgestellten Titeln beteiligt.











Was geht hier vor?

Verdächtig ist, daß die Reihenfolge der Bilder nicht stimmt . . .
Verdächtig ist auch, daß immer wieder die gleichen Kinder auftauchen . . .
Was tun sie? –
Ordne die Bilder, suche nach dem letzten Bild, und überlege dann, ob du den beiden nacheifern kannst. Hilf mit!



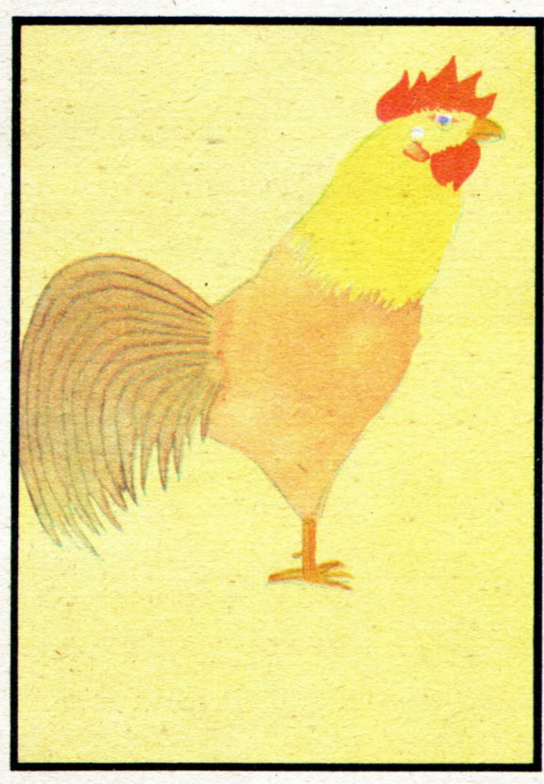




Was sagen Sie dazu Herr Professor



U. Bennewitz



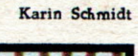
Professor Walter Womacka

Nationalpreisträger

Vorweg gesagt, der Professor hatte sehr viel Freude an allen euren Zeichnungen, und nicht selten ließ er beim Beschauen ein wohlgefälliges „Oh" hören. Trotzdem durfte er sich ja nur für die wirklich allerbesten entscheiden. Hier sind sie, und hier ist auch das Urteil des Professors: Der Hahn gefällt mir gut, weil er in seiner Einfachheit sehr viel vom Wesen eines wirklichen Hahnes ausdrückt. Man spürt richtig, wie er beobachtet und wie aufmerksam er das Geschehen auf dem Hühnerhof verfolgt. Der Hahn drückt Gelassenheit aus. In der sonstigen Gestaltung könnte man sich jedoch etwas mehr Mut zur Farbe wünschen. Gerade das Bunte, Farbige ist doch bei einem Hahn so charakteristisch.

Die Gestaltung des Löwen finde ich sehr originell. Durch die Zeichnung und durch die sparsame Farbe wird sehr viel von einem gefangenen Zirkuslöwen ausgedrückt. Ich möchte der Schülerin Karin Schmidt aus Gardelegen raten, des öfteren nach erlebten Eindrücken zu zeichnen und zu malen.

Karin Schmidt





Wir lieben den Frieden

Wir lieben das Lachen. Wir lernen und singen,
daß Friede und Aufbau zusammen gehören.
Wir wissen, daß Kriege Verderben nur bringen,
und daß sie das fröhliche Leben zerstören.

Wir gehen durch Dörfer, wir sehen Betriebe
und grüßen die Menschen, die pflügen und bauen.
Da rufen wir Freundschaft und fühlen die Liebe
zur Arbeit bei Jugend und Männern und Frauen.

Die Rufe der Freundschaft die Länder durchklingen.
Verloren, wer heut noch dagegen sich stellt!
Wir helfen erkämpfen, wir helfen erzwingen
den Frieden der Völker, den Frieden der Welt!

Erich Brehm

In unserem Dorf

In unserem Dorf geht die Technik voran,
Maschinen bestellen die Felder.
Und alle Bauern packen mit an,
damit im Staat stimmen die Gelder.

Es werden große Ställe gebaut,
die Viehbestände werden erhöht.
Dies wird von uns allen freudig beschaut,
wie unsere LPG besteht.

Auch wir Pioniere helfen den Bauern
in unseren Herbstferien.
Wir sammeln Kartoffeln groß und klein,
und bringen gemeinsam die Ernte ein.

Helga Rahn

Professor Wieland Herzfelde

Mitglied der Akademie der Künste

Erich Brehm, der das Gedicht schrieb „Wir lieben den Frieden", ist schon ganz ernst. Aber seine Worte werden durch Blumen- und Fahnenschmuck frischer und anmutiger. Besonders gefreut habe ich mich über das Gedicht „In unserem Dorf". Es geht daraus hervor, Helga Rahn sieht nicht nur, was im Dorf vorgeht, sondern sie hört auch den Gesprächen der Erwachsenen zu. Infolgedessen versteht sie auch recht gut den Sinn und Zweck der Vorgänge.

Es sind natürlich auch manche Fehler und Unbeholfenheiten in diesen Versen enthalten, aber die kleinen Autoren werden das selber merken, wenn sie nach einiger Zeit ihre kindlichen Versuche wieder einmal lesen.





DIE SCHATZINSEL 3

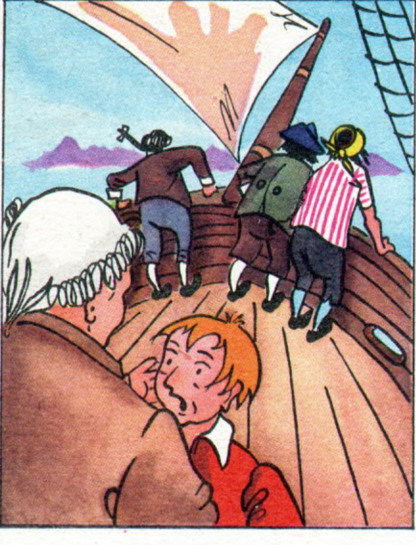
Nach Motiven des gleichnamigen Romans von R. Stevenson — Verse von Walter Krumbach — Gezeichnet von Lothar und Bernhard



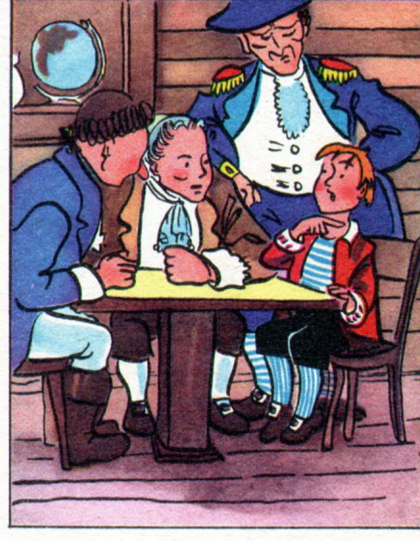
1. Es schauderte Jim bei dem gräßlichen Wort,
er saß in der Tonne und konnte nicht fort.
Und draußen die Stimmen. Jetzt tuschelten drei,
der Bootsführer war plötzlich auch mit dabei
und Dick, ein Matrose. Der Becher ging um.
Sie schworen John Silver die Treue beim Rum.



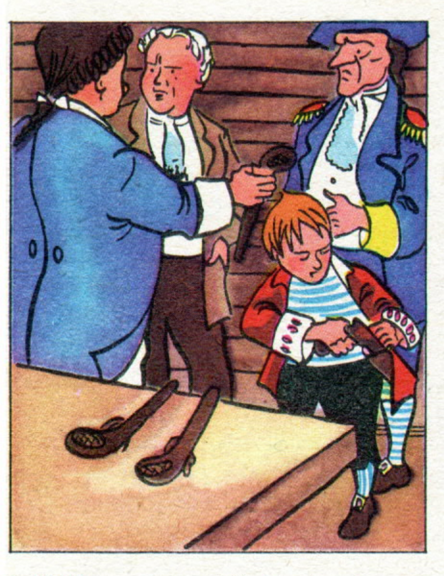
2. Der Mond schien am Himmel, warf silbern sein Licht.
Da scholl es vom Ausguck: „Die Insel in Sicht!"
Das gab ein Getrampel vom Bug bis zum Heck,
und aus den Kajüten kam jeder an Deck.
Jim sprang aus der Tonne, die Insel zu sehn,
beim Doktor blieb er an der Luvreling stehn.



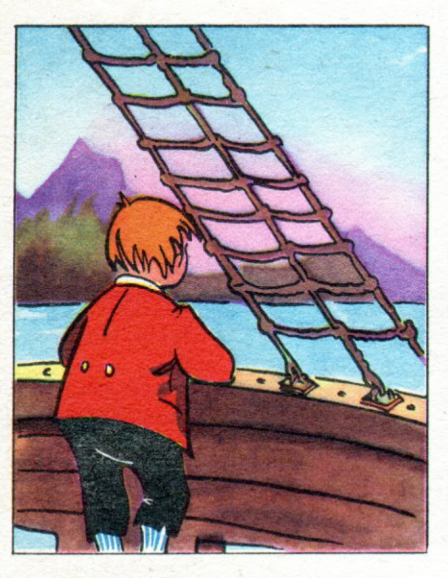
3. „Herr Doktor", Jim sprach es mit zitterndem Ton,
„ich bitte Sie, holen Sie schnell den Baron,
den Käpt'n dazu, wo kein Seemann uns stört,
hier kann ich nicht reden, wo jeder uns hört.
Ein schreckliches Unheil!" Der Doktor verstand,
blieb ruhig und wandte den Blick auf das Land.



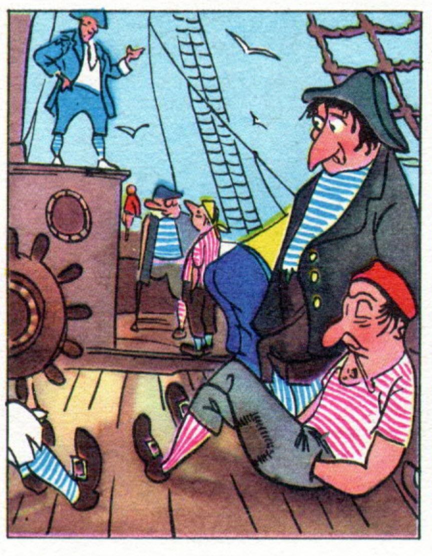
4. Nicht lange, da saßen die Herren allein
und riefen auch Jim zur Kajüte herein.
Sie lauschten beklommen dem grausigen Wort,
den Plänen der Schurken von Aufruhr und Mord.
Der Käpt'n erhob sich: „Ich tu meine Pflicht,
noch haben wir Zeit, ein Zurück gibt es nicht!"



5. „Wir können auf uns und die Freunde nur baun,
Joyce, Hunter und Redruth nur sicher vertraun.
Von Bord muß das Pack! Hat John Silver den Mut
zur Insel zu gehn, steht die Sache noch gut.
Jetzt sitzt er an Deck mit der Bande beim Grog.
Hier, nehmt die Pistolen, verbergt sie im Rock!"



6. Am Morgen sah Jim von der Reling das Land,
im rosigen Licht lag der schimmernde Strand;
aus Wäldern erhoben sich Berggipfel jäh.
Noch rollte das Schiff in der Dünung der See.
Weiß schäumte die Brandung. Die Sonne schien warm,
und Strandvögel schwirrten und schlugen Alarm.



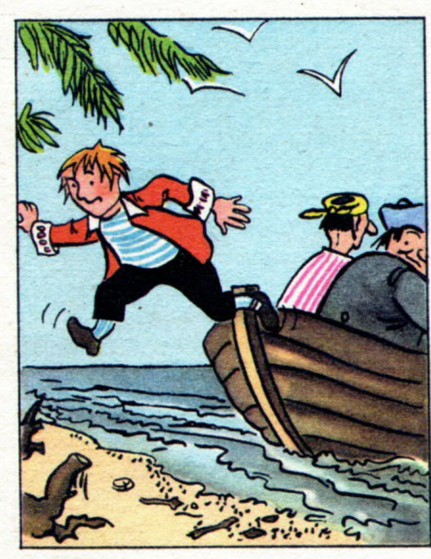
7. Da rief Käpt'n Smollet die Mannschaft sich her:
„Das Ziel ist erreicht. Eure Arbeit war schwer.
Wer Lust hat, der kann in die Boote nun gehn,
die Wälder und Berge der Insel besehn."
Sie brüllten „Hurra!". Käpt'n Smollet verschwand.
Bald hatte John Silver die Boote bemannt.



8. Sechs Mann ließ der Koch auf dem Schoner zurück.
Jim stieg heimlich ein und versuchte sein Glück.
Das Gig war nur leicht, flog geschwind übers Meer.
„Du, Jim", fragte einer. „Schnell, duck dich hierher!"
Vom andern Boot spähte John Silver dahin:
„Ist etwa der Bengel da drüben mit drin?"

Was geschah vorher?

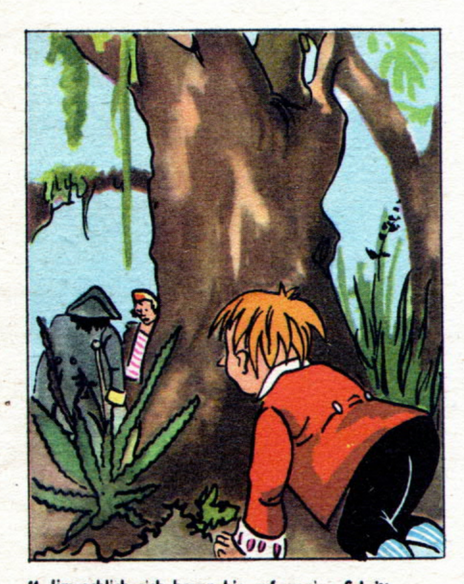
Unheimlicher Gast im Wirtshaus zu Bristol ist ein Seemann, der den Plan der „Schatzinsel" besitzt. Da überfallen Kumpane vom Seeräuberschiff das Wirtshaus, suchen den Plan – doch Jim, der Wirtsjunge, kommt ihnen zuvor. Mit Dr. Levesey, der ein Schiff ausrüstet, geht Jim auf große Fahrt Richtung Schatzinsel. Doch da bemerkt er, daß sich Seeräuber unter die Schiffsmannschaft geschmuggelt haben. Ihm und seinen Freunden droht Mord!



9. Jim klopfte das Herz. Doch das Gig schoß voraus,
schon war es am Ufer. Jim schwang sich hinaus.
Er rannte ins Dickicht durch Sträucher und Kraut,
nur weiter, nur weiter! Der Koch rief ihn laut.
Er stolperte, bis ihn die Wildnis umfing,
und bis ihm vom Laufen der Atem verging.



10. Dort ragten gewaltige Bäume empor.
Jim kroch und erreichte ein schilfiges Moor,
umhüllt von der Pflanzen berauschendem Duft.
Ein Vogelschwarm kreischte und stob in die Luft.
Von fern eine Stimme. Dann hörte er zwei.
Da stand schon John Silver, ein Seemann dabei.



11. Jim schlich sich heran bis auf wenige Schritt.
„Nein", sprach der Matrose, „ich mache nicht mit!"
„Mensch", redete Silver ergrimmt auf ihn ein,
„um Gold geht's, bedenk das, ein Teil wird auch dein!
Zum Teufel die Herren, Beschluß ist Beschluß!
Ich will dich nur warnen, ich tu, was ich muß."



12. Starr stand der Matrose, die Fäuste geballt:
„Ich geb' mich nicht lebend in eure Gewalt!
Ich hielt dich für ehrlich, ein Mörder bist du!"
Schwer keuchte der Bursch, lief dem Küstenstreif zu.
Da packte John Silver der Jähzorn und Wut,
er schlug ihn, wie es nur ein Schurke tut.

Fortsetzung im nächsten Heft

GUNTHER FEUSTEL

Die Füchse von San Martino

Das Glöckchen bimmelte über dem Fischerdorf von San Martino. Mädchen in langen schwarzen Röcken gingen mit gesenkten Köpfen den steinigen Weg zur Kapelle hinauf.
„Seht euch diese Hammelherde an!" Paola lachte und band ihre roten Haare mit einem Schnürsenkel fest. Sie sprang auf einen Stein und steckte beide Hände tief in ihre Hosentaschen.
„Zum Teufel – du Fuchs!" Gianni spuckte auf die Steine. „Was hast du nur für eine spitze Zunge!"
„Paola ist das frechste Mädchen von ganz Sizilien!" sagte Cesare bewundernd.
„Sie ist ein ganz phänomenales Mädchen – zum Teufel!" Der kleine Fausto steckte zwei Finger in den Mund und pfiff schrill. Erschreckt sahen die Mädchen in den schwarzen Röcken auf.
„Krähen – Krähen – schwarze Krähen!" rief der kleine Fausto und steckte den Mädchen die Zunge heraus.
Paola lachte und lief zum Strand hinunter. Gianni, Cesare und der kleine Fausto liefen hinterher.

●

In einer Felsennische lagen eine schwarzgebrannte Pfanne, einige Säcke, eine alte Schiffslaterne und allerlei Strandgut.

Die Füchse von San Martino

Die Füchse von San Martino



Das war das Hauptquartier der Füchse von San Martino. Und die rothaarige Paola war ihr Anführer.
Gianni schichtete trockenes Holz auf. Paola nahm ein Streichholz und versuchte, hinter der vorgehaltenen Hand ein Feuer anzublasen.
Die Dämmerung stieg grau aus dem Meer. Da schrillte ein Schrei am Strand. Er erstickte dumpf.
Die Kinder in der Höhle saßen bewegungslos und lauschten.
Aber nichts geschah – nur der Wind trug das Rauschen der Wellen zwischen die Felsen.
„Das war doch ein Kind!" Paola sprang auf und rannte in großen Sprüngen zum Strand hinunter. Der Sand am Strand war von Schritten zerfurcht. Die Kinder sahen auf das Meer hinaus. Im fahlen Licht der Dämmerung tanzte ein Boot auf den Wellen. Ein Motor heulte auf. Das Boot verschwand im Abendgrau.
Paola stemmte ihre nackten Füße in den nassen Sand. „Es war doch aber ein Kind!" sagte sie nachdenklich.
Gianni lachte. „Eine Ohrfeige macht immer viel Geschrei!" Paola sah noch immer nachdenklich auf das Meer hinaus.
Der kleine Fausto lief den Wellen entgegen. Er warf Steine in das Meer. Da spülten ihm die Wellen ein buntes Holzpferdchen zu. Fausto bückte sich und wischte das Pferdchen an seinem Hemd trocken.
Cesare und Gianni betrachteten es neugierig. Paola nahm Fausto das Holzpferd aus den Händen. „Es war also doch ein Kind! Ein Junge mit einem kleinen Holzpferd!"
Die Füchse von San Martino liefen in ihre Höhle zurück. Und als Cesare das Feuer angefacht hatte, saßen sie im flackernden Schein der Flammen und dachten sich Geschichten aus über den Jungen mit dem Holzpferdchen, der noch in der Abenddämmerung auf das Meer hinausgefahren war.
Am nächsten Morgen sprang ein Gerücht von Haus zu Haus, von Straßenecke zu Straßenecke, vom Café am Marktplatz bis zu den Fischerbooten am Strand von San Martino.
Antonio, der kleine Sohn des Fischers Casotti, war verschwunden. Der Fischer Casotti und Großmutter Barbara hatten ihn die ganze Nacht gesucht.
Die Füchse von San Martino saßen in ihrem Hauptquartier und brieten sich geangelte Fische. Da erzählte Cesare von dem verschwundenen Antonio und von dem Fischer Casotti.
„Wo ist das Holzpferdchen?" fragte



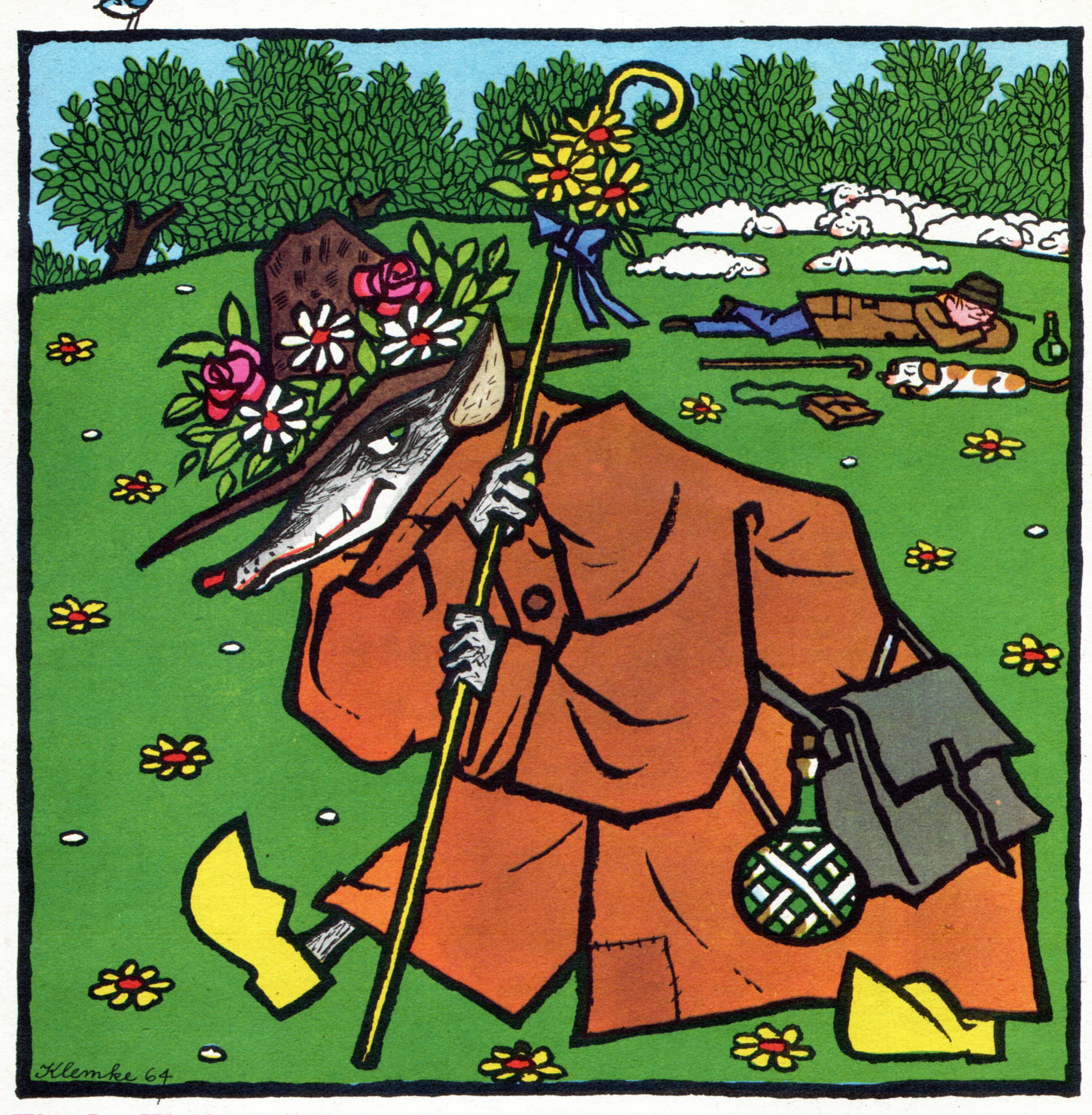
Paola plötzlich und sprang auf. Der kleine Fausto sah Paola verwirrt an. „Ich habe es eingetauscht – zum Teufel! – gegen ein süßes Pastetchen – bei Vittorio vom dicken Bäcker Polpettonio!"
Fausto leckte über seinen Fisch. Paola trat ihm auf den Fuß. „Du Vielfraß – du Rieseneselskopf!" rief sie zornig und lief über den Strand nach San Martino zurück.
„Zum Teufel – was ist das nur für ein seltsames Mädchen!" flüsterte der kleine Fausto und lief mit den Jungen hinter Paola her nach San Martino.
An der Mauer vor dem Haus des dicken Bäckers Polpettonio spielte der kleine Vittorio mit dem bunten Holzpferdchen.
Paola blieb stehen. „Pfui, Vittorio! Was ist das nur für ein häßliches buntes Holzpferdchen!" Der kleine Vittorio sah das Holzpferdchen erschrocken an und drehte es um und um.
„Seht doch – es hat nur ein halbes Ohr!" lachte Gianni. „Ein Pferd mit einem halben Ohr – was ist das schon für ein Pferd!"



„Nicht einmal einen einzigen Schwanz hat dieses verdammte Pferd!" Gianni schüttelte den Kopf. Der kleine Vittorio sah von einem zum anderen. Dann warf er das Pferd gegen die Mauer und lief in das Haus.
Paola steckte das Holzpferdchen in ihre Hosentasche. Sie lief zu der Hütte des Fischers Casotti.
Als der Fischer Casotti das bunte Holzpferdchen sah, streichelte er es. Und Paola erzählte von dem Schrei am Strand und von dem Boot auf den Wellen.
Der Fischer Casotti bekam glänzende Augen vor Zorn. Die Nachbarn kamen gelaufen. Sie drehten das Holzpferdchen hin und her. Großmutter Barbara weinte, als sie das Pferdchen sah.
„Casotti!" sagte ein alter Fischer. „Sie halten Antonio versteckt, weil wir Fischer von San Martino eine Genossenschaft gründen wollen – gegen den Padrone in der Stadt –, so ist es!"
„Zum Teufel!" rief der kleine Fausto verwundert. „Warum stehlen sie kleine Kinder, wo es in San Martino Kinder gibt wie Sand am Meer?"
Der alte Fischer sah den kleinen Fausto ernst an. „Casotti will die Genossenschaft gründen – und Casotti hat nur einen einzigen Sohn!"
Paola zupfte die Jungen am Hemd. Sie liefen zusammen an den Strand von San Martino zurück. „Zum Teufel mit euren Gedanken – ich verstehe sie nicht!" rief der kleine Fausto.
Paola blieb stehen. Sie legte ihren Arm um den kleinen Fausto. „Der Padrone in der Stadt will Casotti einfach erpressen. Er will allein die Fische von San Martino verkaufen und sich einen dicken Bauch anmästen mit den vielen Liren, um die er die Fischer betrügt! Und deshalb hat er Antonio stehlen lassen!"
„Zum Teufel mit dem fetten Padrone!" Der kleine Fausto spuckte in den Sand. „Wir werden Antonio zurückstehlen."
Die Kinder liefen am Strand entlang bis zu der Stelle, wo die Wellen Antonios Holzpferdchen angespült hatten. Paola bückte sich und suchte zwischen den Steinen und Muscheln nach Spuren.
Sie richtete sich auf. „Wenn ihr ein Kind stehlen würdet, was würdet ihr mit dem Kind machen?"
Der kleine Fausto lachte. „Zum Teufel – ich würde niemals Kinder stehlen. Wir haben selbst genug davon zu Hause!"
Gianni überlegte. „Ich würde es verstecken!"
„Und wo würdest du es verstecken?" fragte Paola. Cesare, Gianni und der kleine Fausto sahen über das Meer. Im Dunst des Horizontes schwamm eine kleine Insel.
„Auf der Vogelinsel!" Der kleine



Fortsetzung auf Seite 20



Wie der Wolf sein falsches Herz verriet

Schlimme Zeiten waren für den Wolf gekommen. Lange schon hatte er nichts zum Fressen aufgetrieben. Als es ihm am schlimmsten erging, zog er einen langen Rock an, nahm einen Stock in seine Pfote und sah so wie ein Schafhirte aus. Er machte ein unschuldiges Gesicht wie ein Lamm und lief auf den Hang, wo eine Schafherde weidete. Der Hirte ruhte sich aus, und der Hund lag ruhig zu seinen Füßen.

Der Wolf bildete sich ein, daß er dem Hirten zum Verwechseln ähnlich sehe. Er sah sich schon unter den Schafen, und voller Freude fing er an zu singen. Die Stimme des Wolfes erscholl weit und breit, die Schafe fingen vor Angst an zu blöken, der Hirte erwachte. Alle wußten schon, daß der Wolf nahe sei. Er konnte sie weder mit seinem langen Mantel noch durch den Gesang täuschen. Der Hirte sprang auf und rannte mit dem Hund zum Wolf, um ihm das Fell tüchtig zu gerben. Der Wolf hatte gerade noch Zeit kehrtzumachen und floh Hals über Kopf. Viel hätte nicht gefehlt, und der Hirte hätte ihm mit seinem Stock den nützlichen Rat auf den Rücken geschrieben:

Mach kein lammfrommes Gesicht. Wenn du ein falsches Herz hast, verrätst du es auch unter dem schönsten Rock.

Stockdunkel war es, als Mäxchen und Tüte sie entdeckten: Drei niedergeschlagene Männer! In den Zaunecken ihrer aneinandergrenzenden Grundstücke! Herrn Lehmann, Herrn Sidaroff und Herrn Sandor. Drei Verzweifelte? Drei Unfälle? Drei Opfer eines Überfalls? Nach Berichten der Männer rekonstruierten wir die rätselhaften Vorfälle. Sie begannen viele Tage vorher.

"Mäxchen Pfiffigs Abenteuer, 117. Folge:

TATORT: ZAUNECKE

1 Vater Lehmann ist Spielzeugfachmann. Darum wollte er für jedes seiner drei Kinder einen Teddybären bauen. Als zwei fertig waren, gab er sie den beiden Mädchen und ging in seine kleine Werkstatt, um mit dem dritten zu beginnen. Da fing es an:

2 „Ich möchte gern noch etwas haben."

WERKSTATT

3 „Solche schönen Tomaten wie Nachbar Sidaroff!"

4

5

6 „Ich habe auch noch einen Wunsch."

7 „Solche schönen Äpfel wie Nachbar Sandor!"

8

9

10

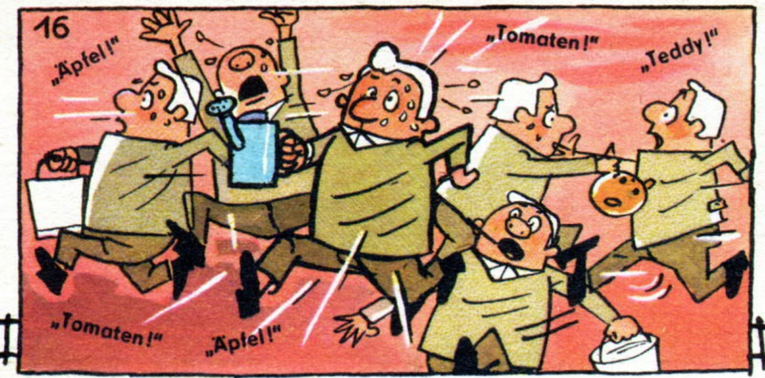
11 „Und meine Tomaten?"

12

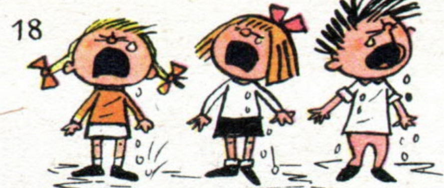
13 „Und meine Äpfel?"

14

15



17 Es kam noch schlimmer. Zur Ernte nämlich. Da waren die Tomaten klein wie Murmeln und die Äpfel hart wie Kieselsteine. Und die drei Kinder heulten jämmerlich.

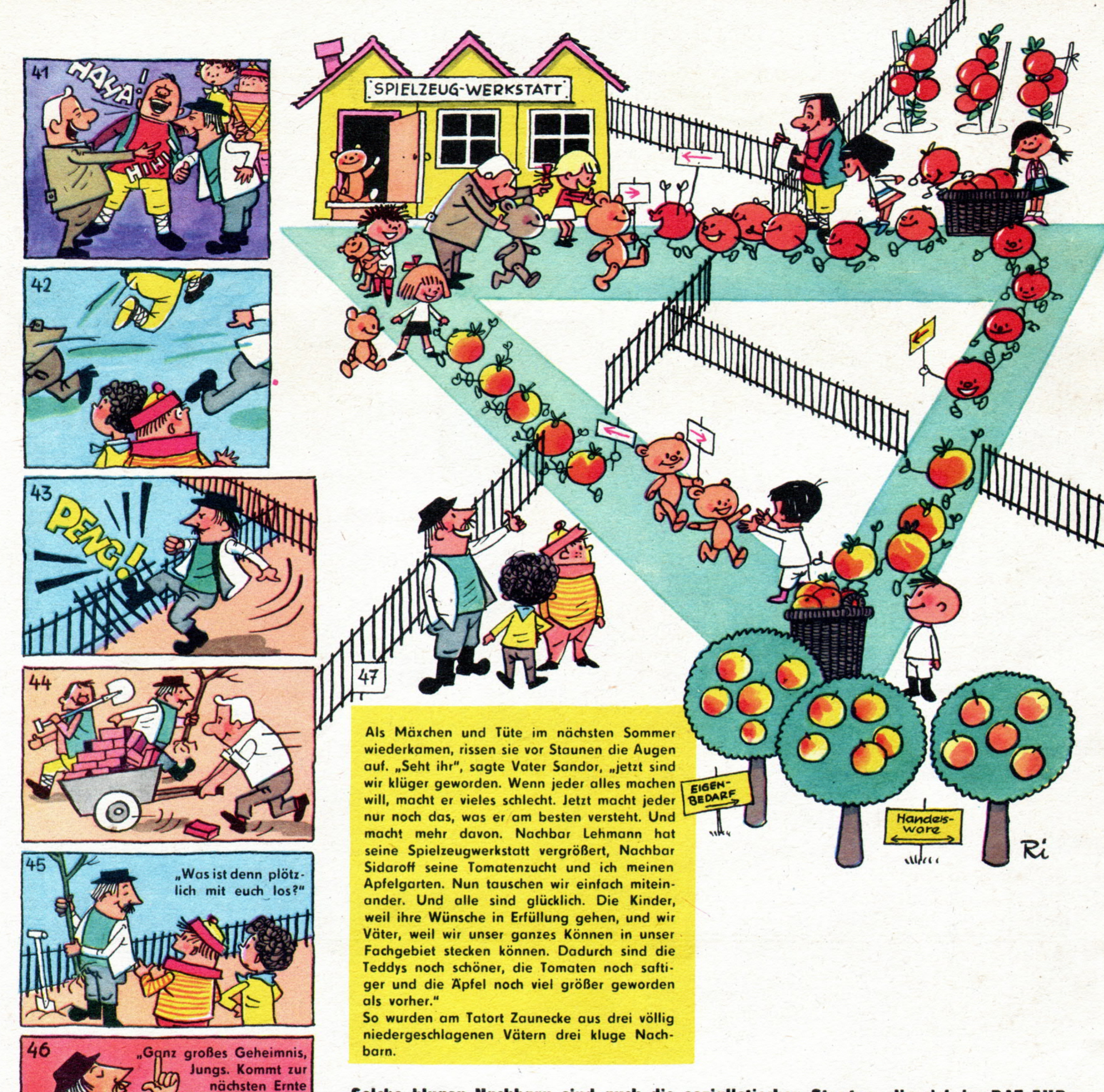


Das erste wegen der mickrigen Tomaten. Das zweite der harten Äpfel wegen. Und das dritte, weil es noch immer keinen Teddy hatte.





nd was macht
ein Teddy?"
„Wo bleibt
mein Teddy?"
r Lehmann um.
20 Vater Sidaroffs Grundstück hat mehr Sonne und weniger Schatten als Lehmanns. Darum wuchs dort diese prächtige Tomatenpflanze, die Vater Sidaroff für seine beiden Jungen züchtete. Aber auch er hatte seinen Kummer:
21
„Bitte, Vati, mache mir auch solchen Teddy!"
22
„Und mir solche Äpfel!"
23
„Zuerst den Teddy. Dazu brauchen wir ein Fell."
24
25
Aber Bär war dagegen.
26
Ein Fluß war die Rettung.
27
„Und wo ist mein Teddy?"
Da fiel auch Vater Sidaroff um.
BUMM!!
28 Auch Vater Sandor hat zwei Kinder. Zwei Jungen. Für sie pflanzte er den schönen Apfelbaum. Und der wuchs und gedieh. Denn Sandors Garten hat den besten Boden der ganzen Gegend. Seine Jungen wollten aber nicht bloß Äpfel. Sie schielten zu den Nachbarn und wünschten sich:
29
„Solchen schönen Teddy wie Lehmanns Kinder!"
„Solche Tomaten wie Sidaroffs!"
30
31
Tomate
32
33
34
„Sie braucht eine Stütze."
35
36
37
AU!
38 Da fiel auch Vater Sandor um.
BUMM!!!
39 Und seine Kinder heulten, weil der Apfelbaum vertrocknete, die Tomaten verkümmerten und der versprochene Teddy nicht einmal angefangen war.
40
Soweit Tatbestand, wie die Männer ihn schilderten, als Mäxchen und Tüte die drei niedergeschlagenen Väter mit einem Glas Wasser wieder auf die Beine gebracht hatten. Aber der Schock wirkte wohl nach. Denn nachdem alle drei berichtet hatten, griffen sie sich plötzlich an die Köpfe. Bald aber geschah etwas, das Mäxchen und Tüte die Sprache verschlug:



Solche klugen Nachbarn sind auch die sozialistischen Staaten, die sich im RAT FÜR GEGENSEITIGE WIRTSCHAFTSHILFE (RGW) zusammengeschlossen haben. Auch sie haben Handelszäune abgerissen, haben überlegt, WER WAS BESSER, BILLIGER UND MEHR produzieren kann. Auch sie stimmen ihre Produktion miteinander ab und tauschen ihre Erzeugnisse zum gegenseitigen Vorteil untereinander aus. „FRÖSI" wird in den nächsten Heften darüber berichten.

LICHT durchbohrt Diamanten

DER LASER

MOND

In manchen Zukunftsromanen hören wir von geheimnisvollen Pistolen, von denen ein starker Lichtblitz ausgeht, der den härtesten Stahlpanzer durchbohrt. Dieser Traum ist vor vier Jahren Wirklichkeit geworden. Physiker haben einen neuartigen „Lichtdolch" erfunden, dessen Lichtstrahlen zwar noch keine zentimeterdicken Panzerplatten zerstören, aber immerhin in dünne Stahlplatten Löcher brennen und Diamanten durchbohren. Unsere Werktätigen brauchen viele Stunden, um mit Spezialwerkzeugen ein Loch in den härtesten Stoff, den wir kennen, in den Diamanten, zu bohren. Die neue Lichtquelle, „LASER" (gesprochen Leser), schafft das gleiche Loch im zwanzigtausendsten Teil einer Sekunde!

Das Herz des Lasers

Eine Fotoblitzlampe umgibt spiralförmig einen roten Rubinkristall. Dieser Kristall verwandelt das in alle Richtungen ausstrahlende Licht der Blitzlampe in einen scharf gebündelten parallelen Lichtstrahl.

Heißer als tausend Sonnen!

Selbst unsere besten Autoscheinwerfer und Stablampen können keinen scharf begrenzten parallelen Lichtstrahl aussenden. Das Licht dieser Lichtquellen geht trichterförmig auseinander. Das Licht des LASERS dagegen bleibt auch auf sehr große Entfernungen hinweg eng gebündelt und kann durch Sammellinsen (Brennglas) noch konzentriert werden. Vergleichen wir einen Sonnenstrahl und einen gleichstarken LASER-Lichtstrahl, dann ist der LASER-Strahl zehntausend mal millionenfach (10 000 mal 1 000 000) stärker! Das erklärt die Fähigkeit des LASER-Lichtes, Diamanten zu durchbohren.

LICHTSTRASSE IN DAS WELTALL

In einer Entfernung von 300 000 km (das entspricht der Entfernung Erde–Mond) hat sich der Radarstrahl zu einem Durchmesser von 30 000 km verbreitert. Der Laserstrahl dagegen hat nur eine Streuung von 3 km.

ERDE

Ein Blick in die Zukunft

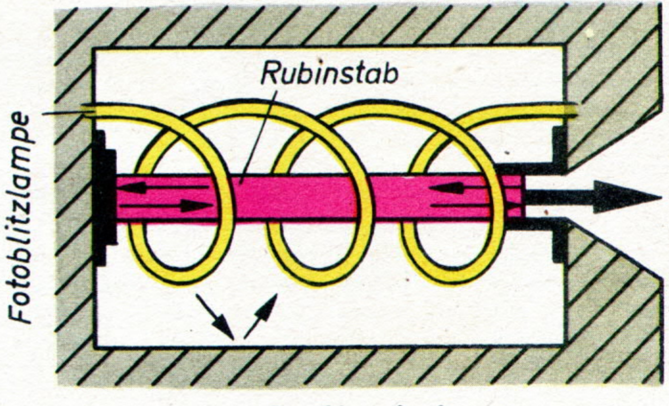
Diese neue Lichtquelle steckt in ihrer technischen Entwicklung noch in den Kinderschuhen. In der ganzen Welt wird an der Verbesserung des LASERS gearbeitet. Mit seiner Hilfe werden Ärzte sehr schwierige Operationen durchführen können. Die Ingenieure werden so feine Löcher bohren, wie es kein noch so feiner Bohrer fertigbringt. Auf einem einzigen LASER-Strahl werden viele Fernsehsendungen übertragen werden. Schweißarbeiten, die wegen ihrer Feinheit bisher von keinem Schweißbrenner bewältigt werden konnten, führt der feine LASER-Strahl mühelos aus.

Lichtstraßen in das Weltall

Wenn unsere Kosmonauten in Zukunft einen fernen Stern ansteuern wollen, dann wird unser scharf begrenzter LASER-Strahl von der Erde aus auf diesen Stern gerichtet. Das Raumschiff bewegt sich dann mittels elektronischer Steuereinrichtungen auf diesem Lichtstrahl wie ein Auto auf der Autobahn. Diese Lichtstraße kann außerdem noch zum Antrieb des Raumschiffes und zur Nachrichtenübermittlung verwendet werden.

Wenn ihr größer seid, wird der LASER zum technischen Alltag gehören.

Heinz Weiß, K. Nikolaus



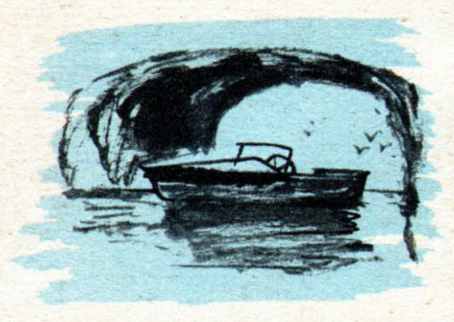
Das Herz des Lasers

Die Füchse von San Martino

Die Füchse von San Martino

Fausto klatschte in die Hände. „Auf der Vogelinsel würde ich es verstecken!"

„Und wo würden die Fischer zuerst suchen?" fragte Paola. Der kleine



Fausto lachte. „Zum Teufel – auf der Vogelinsel!"

„Und deshalb bist du ein Dummkopf!" sagte Paola streng. „Ich würde Antonio zwischen den Klippen verstecken."

Die Klippen lagen eine Stunde südwärts von San Martino. Vom Meer führte kaum ein Weg zu den vielen Höhlen und Grotten zwischen den Felsen. Aber die Füchse von San Martino kannten einen gefährlichen Kletterpfad durch die Klippen. Denn in den Grotten konnte man die Krabben und die Krebse mit den Händen fangen.

Cesare und Gianni halfen dem kleinen Fausto über den gefährlichen Weg. Dann standen sie bis zu den Knien im Wasser und sahen suchend durch das Gewirr der schwarzen Steine.

Die Brandung rollte und rauschte. Eine Möwe schrie schrill. Schweigend standen die Kinder.

Cesare bückte sich tief und ging in die Grotte hinein, in der die Füchse von San Martino ein altes Krabbennetz versteckt hatten. Für einen Augenblick war es um Cesare dunkel. Dann gewöhnten sich seine Augen an das spärliche Licht.

Cesare hielt den Atem an. In der Grotte schaukelte ein Boot leise im gedämpften Schlag der Brandung.

„Paola!" flüsterte Cesare. „Ein Motorboot!"

Die Kinder gingen in die Grotte hinein. Paola holte ein Streichholz aus der Hosentasche. Und im spärlichen Schein des brennenden Holzes suchten sie den Boden des Bootes ab. Gianni entdeckte eine kleine Sandale. Fausto versuchte, seinen Fuß in die Sandale zu schieben. „Zum Teufel – sie ist viel zu klein!"

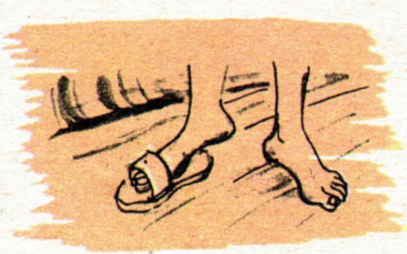
Paola legte Fausto die Hand auf den Mund. „Pssst! Verbrecher haben immer große Ohren!" Sie krochen weiter in versteckte Grotten und suchten nach dem kleinen Antonio – aber sie fanden ihn nicht.

„Zum Teufel mit diesen Kinderdieben!" flüsterte der kleine Fausto müde und spuckte die Felsen hinunter in das Meer. Er sah aufmerksam seiner Spucke nach und entdeckte tief unten einen fremden Mann. Der Mann hockte am Felsen und sah auf das Meer hinaus.

„Zum Teufel!" flüsterte Fausto. „Gleich will ich Pimpinelli heißen, wenn der da unten den verschwundenen Antonio bewacht!"

Ein kleiner Junge kam und setzte sich neben den Mann.

Fausto rutschte erschrocken vom Felsen herunter. „Zum Teufel – jetzt heiße ich Pimpinelli!" Paola schüttelte verwundert den Kopf. Sie



schob sich auf den Felsen und entdeckte den Mann und den kleinen Antonio.

Erschrocken hielt sich Paola den Mund zu. Sie winkte Cesare und Gianni heran.

„Die Sache ist ganz einfach!" flüsterte Cesare. „Wir überfallen den Banditen und rauben den kleinen Antonio zurück!"

Paola wuchs eine tiefe Falte über der Nase. „Da sieht man es wieder, was Jungen manchmal für Strohköpfe sind. Wenn der Bandit nun eine Pistole hat?"

„Zum Teufel – Banditen haben immer Pistolen!" murmelte der kleine Fausto. Die Kinder überlegten. „Verdammt – ich habe einen besseren Plan!" Paola flüsterte mit den Jungen. Die Jungen nickten. Cesare schlich leise davon. Ganz still lagen Paola, Gianni und der kleine Fausto auf dem Felsen und sahen zu dem Mann hinunter.

Plötzlich knatterte ein Motor. Der Mann sprang auf. Er lief durch das Wasser. Aus der kleinen Grotte fuhr das Motorboot steuerlos auf das Meer hinaus. Der fremde Mann watete tief in das Wasser hinein. Er versuchte das Motorboot zu fassen. Das Motorboot aber schaukelte auf den Wellen wie betrunken hin und her.

Paola und Gianni sprangen auf und kletterten den steilen Pfad zu dem kleinen Antonio hinunter. Der kleine Antonio biß und schlug um sich. Gianni aber legte ihn über seine Schultern und kletterte zu Fausto zurück. Paola sicherte den Weg.

Die Kinder sahen auf das Meer hinunter. Das Motorboot prallte gegen einen Felsen, schlug um und versank. Der Mann watete zur Höhle zurück.

Die Mittagssonne stand schon hoch über dem Meer. Da brachten die Füchse von San Martino den kleinen Antonio zum Fischer Casotti zurück. Und sie erzählten allen, die es gerade hören wollten, von dem fremden Mann zwischen den Klippen.

Erschreckt kreischten die Möwen am Strand. Die Fischer von San Martino schoben alle Boote in das Meer und fuhren zu den Klippen. Und als sie wieder nach San Martino zurückkamen, saß in Casottis Boot ein gefesselter Mann.

Alle Leute von San Martino standen am Strand. Der kleine Fausto spuckte dem Gefesselten auf die Füße. „Zum Teufel – du Kinderräuber!"

Aufgeregt redeten die Leute hin und her. Gerade da fuhr ein großer gelber Lastwagen vorsichtig durch das Dorf bis zu den Booten am Strand.

Stumm wie eine Mauer standen die Fischer von San Martino.

Der Lastwagen hielt an. Der Padrone stieg aus. „Wo ist der Fang?" fragte er mürrisch.

Da schoben die Fischer von San Martino dem Padrone den gefesselten Mann entgegen. „Hier ist unser Fang!" rief Casotti.

Der Padrone wurde rot vor Zorn. Die Fischer aber schimpften und kamen drohend näher. Da stieß der Padrone den Gefesselten in den Lastwagen. Der Motor heulte auf. Der Lastwagen fuhr über den Strand zur Stadt zurück.

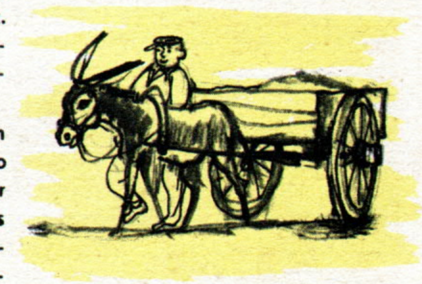
Die Fischer lachten. Der dicke Bäkker kam mit seinem Eselskarren. „Ihr könnt ihn haben – wenn mein neuer Karren auch verdammt nach Fischen stinken wird!"

Der kleine Fausto ging um den Esel herum und befühlte seine Schenkel. „Zum Teufel – bis zur Stadt wird er es mit den Fischen schon noch schaffen!"

Paola nahm den kleinen Antonio fest an die Hand. „Jetzt gehört Antonio auch zu den Füchsen von San Martino!"

„Himmel und Hölle! Paola ist verrückt geworden!" rief Cesare erschrocken. „Jetzt sammelt sie kleine Kinder!"

Der kleine Fausto stieß Cesare an und schüttelte den Kopf. „Zum Teufel – du, Paola ist ein phänomenales Mädchen! Verstehe doch, sonst wird



der kleine Antonio vielleicht noch einmal geklaut!"

Cesare und Gianni seufzten.

Die Füchse von San Martino gingen zu ihrem Hauptquartier zwischen den Felsen, um Fische zu braten. Und der kleine Antonio ging mit ihnen.

Die bösen Sechsen

In der Zentrale einer der vielen Wetterstationen, die über alle Kontinente unseres Erdballes verteilt sind, sitzt ein Beamter vor einem Radar-Schirm. Dieser „Wetterfrosch" ist der Tornado-Warnzentrale von Texas zugeteilt. Kleine, wie Wattebäusche anmutende Wolkengebilde ziehen über den Schirm. Sie gehören zu einer fast 200 Kilometer breiten Kaltluftfront. Wenn sie Berührung mit einer zweiten, noch 140 Kilometer weit von Corigan entfernten Gewitterbank bekommt, ist mit Wolkenbrüchen, Sturm und Tornado-Gefahr zu rechnen. Von weitem betrachtet markiert sich ein derartiger, mit über 150 km Stundengeschwindigkeit über das Land hinwegrasender Wirbelsturm in Form einer Sechs. Seine eigentliche verheerende Kraft verbirgt sich im schwarzen Loch dieser „6". – Der Wetterfrosch gibt seine Beobachtungen per Fernschreiber an die Verkehrspolizei von Corigan weiter. Funkstreifenwagen nehmen Kontakt mit der Station auf. Dort hat man inzwischen Zugrichtung und Stärke des Sturmes errechnet. Jetzt steht fest: In 25 Minuten hat die „böse Sechs" Corigan erreicht. Noch bevor die Einwohner von Corigan überhaupt ahnen, welche Gefahr ihnen droht, werden sie durch Lautsprecherwagen aufgefordert, die Keller aufzusuchen. Die Texaner wissen Bescheid. Allein im Jahre 1955 verzeichneten die Vereinigten Staaten 918 Tornados mit 126 Todesopfern. Auch an diesem Sommertag bricht die Hölle über Corigan herein. Im Schatten der gefürchteten „6" bleiben viele Trümmer, Leitungsgewirr und Hunderte von Metern weggeschleuderte Autowracks zurück. Aber Corigan hat an diesem Nachmittag keinen Toten zu beklagen. Die Wissenschaft hat den Naturgewalten gegenüber einen Teilerfolg errungen.

Zahlreiche Wetterstationen arbeiten auf internationaler Ebene eng zusammen. Ihre Aufgabe besteht darin, durch Satelliten, Flugzeuge, automatische Wetterbojen und Radargeräte meteorologische Daten für einen ausgedehnten Warnungsdienst zu erforschen.

Sie sind imstande, die Spiralwolken im Entstehen begriffener Hurrikane zu fotografieren und diese Bilder zur Erde zu funken. Elektronengehirne ermitteln daraufhin Richtung und Geschwindigkeit der Orkane, und Flugzeuge steigen auf, um den Zugweg zu kontrollieren.

Als die Wetterbüros unlängst vor dem Herannahen der Hurrikan-Spiralen „Esther" warnten, nahmen Radarskope und Elektronengehirne ihn ins Kreuzfeuer und wiesen Flugzeugen den günstigsten Weg zu seiner Vernichtung. Die Piloten warfen ihm rechtzeitig Silberjodid ins „Genick". Und siehe da – die Gewalt des brüllenden Orkans war gebrochen, und seine zerstörende Wucht verwandelte sich zum größten Teil in feuchten Segen.

Walter Basan



Zeichnung: A. Dietzel



Stimmt's oder stimmt's nicht?

Figur	1	2	3	4	5	6	7	8
richtig								
falsch								

▼ Hier ausschneiden und an Frösi schicken.

Preisausschreiben!

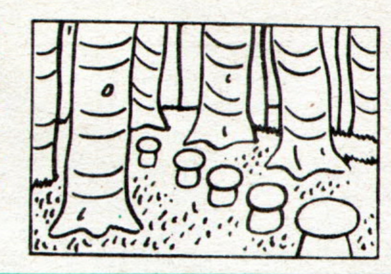
Augen auf!
Wer genau hinsieht, kann auch gewinnen!
Kundi, das Gesundheitsmännchen vom Deutschen Hygiene-Museum Dresden,
hält für euch viele Preise bereit.
(Ein Zelt, Fußbälle, Federballspiele und viele andere Sportartikel)
Vorher diese Seite genau untersuchen.
Die Zahlen helfen euch.
Überprüft, wo es sich um richtiges und falsches hygienisches Verhalten handelt.
Anschließend auf Tabelle ankreuzen.

FRANTIK KLINDERAS

lustige ABENTEUER



1. In einem großen Wald wohnte ein Zauberer, der leidenschaftlich gern schnupfte. Einmal hatte er kein Krümchen Schnupftabak mehr. Um jemanden anzulocken, der ihm neuen holte, zauberte er vom Waldrand bis zu seiner Wohnung wunderschöne Pilze.



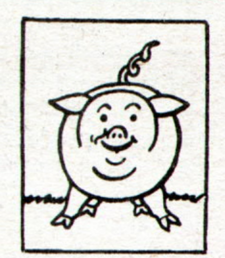
2. Frantik Klindera war gerade in die Pilze gegangen. Er sammelte alle in seinen Korb und landete beim Zauberer. „Hier hast du Geld, hol mir mal Schnupftabak", bat ihn der Zauberer. „Kriegst auch 'ne prima Belohnung."



3. Als Frantik den Tabak brachte, sagte der Zauberer feierlich: „Zur Belohnung verleihe ich dir die Fähigkeit, dich in jedes Tier und wieder zurück verwandeln zu können, sooft du willst."



4. Frantik probierte es gleich, verwandelte sich in ein rundes Schwein und wieder zurück in den Lausejungen Frantik. Das klappte ja prima!





5. Im Walde begegnete er der alten Babackova, die wegen ihrer Unehrlichkeit verschrien war. „Der werde ich eine Lehre erteilen", dachte Frantik.



6. Gesagt, getan. Er verwandelte sich in einen prächtigen Karpfen. Kaum hatte die Alte ihn erblickt, murmelte sie: „Ich wär' schön dumm, würde ich ihn zurückgeben."



7. Schwupp, verschwand der Karpfen in ihrem Korb. Sie lief schnell ein paar Zweige holen, um sie noch obenauf zu legen. Inzwischen wurde aus dem Karpfen wieder unser Freund Frantik. Geschwind kletterte er aus dem Korb und versteckte statt des Karpfens ein Stück Holz.

8. Sie prahlte: „Ich habe einen Leckerbissen mitgebracht." – „Nanu, ich wollte den Karpfen zurückgeben . . . nun ist er weg."



9. Wieder wartete Frantik auf einen einsamen Wanderer, um ihm als Vierbeiner zu erscheinen. Da kam ihm Tonicka Kudlackova entgegen, das fleißigste Mädchen im Dorf.



10. Sie wurde von allen „Rotkäppchen" genannt. „Das wird gerade wie im Märchen", dachte Frantik und wollte sich in einen Wolf verwandeln, mußte aber plötzlich an einen Ochsen denken und stand als solcher vor dem überraschten Mädchen.





11. „Wo kommt denn das hübsche Rindvieh her?" staunte „Rotkäppchen" und zog ein Stück Kuchen hervor. Frantik wär' am liebsten vor Scham in den Boden versunken, statt dessen mußte er sich anhören, daß ein braver Ochse in den Stall gehöre.



12. Kaum war Toni hinter den Bäumen verschwunden, wurde aus dem Ochsen wieder Frantik. Verdrießlich ging er nach Hause. Der Spaß hatte nicht geklappt. Mit braven Kindern soll man eben keinen Scherz treiben.



13. Tags darauf trieb es Frantik wieder in den Wald. Zwischen den Bäumen sah er den alten Griesgram Hadraba kommen. Alle Kinder hatten Angst vor ihm, auch Frantik.

14. Er wollte davonlaufen, da fiel ihm seine Zauberkraft ein. Er wünschte sich, ein starker Bär zu sein.



15. Kaum hatte Hadraba den Bären entdeckt, als er sich entsetzt umwandte, ins Dorf zurückrannte und dort verkündete, daß ein Bär den Wald unsicher machte.



16. Auch der Gendarm hörte es. Doch der Hüter der Ordnung zweifelte: „Wer weiß, was du gesehen hast, vielleicht einen alten Sack, der zwischen den Bäumen baumelte. Wir werden sehen."



Abenteuer unter Wasser

HANS VON OETTINGEN

Erinnert ihr euch noch?

Es war in dem strengen Winter 1962. Das ganze Land erstarrte unter der eisigen Kälte. Tag um Tag, Woche um Woche fraß sich der scharfe Frost tiefer in die Erde. Die Menschen in ihren Häusern drängten sich um ihre Öfen und Herde.

Der strenge Frost hatte auch fast über Nacht die Strömung der Flüsse erstarren lassen. Die Eisdekken wurden immer dicker und wuchsen immer mehr in die Tiefe.

Der Wasserspiegel darunter sank unaufhörlich, und das bedeutete eine der größten Gefahren für die Kraftwerke, die unser Land mit Strom versorgten. Brach aber die Energieversorgung zusammen, so war das eine Katastrophe für Mensch und Tier und ein Sieg der unerbittlichen Naturgewalten.

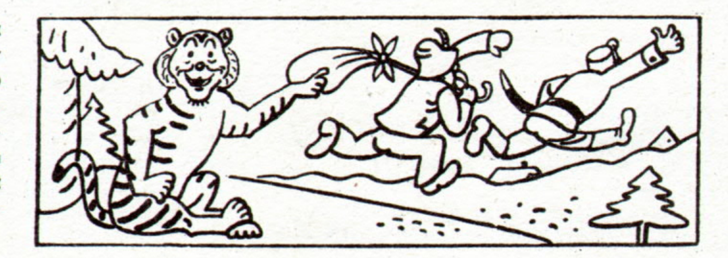
Im Elbekraftwerk II gab es an diesem Januarmorgen keine Schichtablösung. In der Hauptschaltwarte, dem Herz des großen Werkes, hockte neben dem Telefon und der Wechselsprechanlage vornübergebeugt der Werkleiter Bergmann und schlief. Seit achtundvierzig Stunden war er genausowenig aus den Kleidern gekommen wie sein Kollege, der Ingenieur Albrecht. Albrecht beobachtete besorgt die große Armaturentafel. Ein grelles Signalgeräusch durchschnitt die Stille. Eine Kontrollampe flackerte. Bergmann schrak auf. Gleich darauf hörten die Männer die Stimme eines Kollegen aus dem Lautsprecher: „Meldung vom Einlaufwerk. Die Kühlwasserzufuhr nimmt rapide ab. Wahrscheinlich sind die Siebe verstopft."

Bergmann und Albrecht sahen sich erschrocken an. „Das mußte ja kommen", knurrte Albrecht wütend. „Durch den niedrigen Wasserspiegel des zugefrorenen Flusses ist die Grundströmung bedeutend stärker als sonst. Sie drückt uns Dreck und Schlamm in die Filtersiebe des Kühlwasserkanals."

Bergmann sah die Gefahr genausogut wie Albrecht. Versiegte die Kühlwasserzufuhr, so wurden die Turbinen heiß, und eine Abschaltung war nicht mehr zu umgehen. Schaltete er jedoch ab, so versanken Stadt und Land in Dunkelheit, blieben die Maschinen in den Werken stehen, verkehrten



17. Gerade trat Frantik aus dem Wald heraus. Der Gendarm wollte wissen, ob auch er den Bären gesehen hätte. Als Frantik bejahte, meinte der Gendarm wegwerfend: „Ach, du bist auch bloß so ein verlogener Bengel."

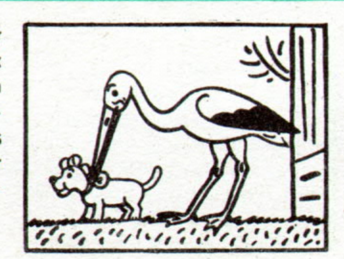


18. Geschwind lief Frantik zurück in den Wald. Als der Gendarm näher kam, fand er nicht etwa einen Bären, sondern einen furchtbaren Tiger, der das Maul sperrangelweit aufriß. Jetzt gab es nur eins: kehrt und zurück ins Dorf, so schnell es ging.

19. Frantik wünschte sich schon lange einen kleinen Hund. Seine Mutter wollte aber davon nichts wissen, weil er doch nur alles schmutzig mache. Frantik überlegte, wie er die Mutter überlisten könne.



20. Endlich hatte er eine Idee. Frantik verwandelte sich in einen Storch. Vorsichtig packte er das Hündchen, das er schon lange versteckt hielt, ...



21. ... und trug es der Mutter direkt vor die Füße. Dann flog er schnell weg. Hinter dem Haus wurde er wieder unser Frantik.



keine Straßenbahnen und Obusse mehr – die Folgen waren unabsehbar.

Der Betriebsleiter faßte seinen Entschluß. Er mußte die Katastrophenkommission verständigen, und die würde die Armee schicken. Jetzt konnte nur noch eines helfen, der selbstlose Einsatz unserer Soldaten.

„Ich schalte nicht ab", sagte Bergmann und griff zum Telefon.

•

Bereits zwei Stunden später hörte man von draußen ein tiefes Brummen, das anschwoll und sich zum Dröhnen zahlreicher Motore steigerte. Bergmann und Albrecht rissen die Fenster auf und sahen hinaus. Last- und Gerätewagen, Amphibienfahrzeuge und PKWs fuhren auf dem Platz vor dem Werk auf. Kommandos gellten, die Besatzungen sprangen von den Fahrzeugen ab und traten an. Gleich darauf erschien der kommandierende Offizier in der Schaltwarte. Bergmann und Albrecht erklärten die Lage.

„Um den Fluß zu stauen, müssen wir die Eisdecke sprengen", sagte Oberstleutnant Jessen, „und dann mit Steinen gefüllte Pontons versenken. Die verstopften Siebe ihres Kühlwasserkanals können nur von Tauchern geräumt werden, aber –", er machte ein ernstes Gesicht, „ich kann den Tauchern den Einsatz nicht befehlen. Gemäß den Sicherheitsvorschriften dürfen meine Männer nicht mehr hinuntergehen. Es ist zu kalt. Wenn sich die Genossen natürlich freiwillig melden –."

„Gut –", sagte Hauptmann Nagel, der den Taucheinsatz leitete. „Es kann aber nur ein Mann unten arbeiten. Sie gehen zuerst, Genosse Donner. Wir legen eine Schutzzeit von zwanzig Minuten fest. Sie tauchen dann wieder auf, und Unteroffizier Ehlers geht hinunter."

•

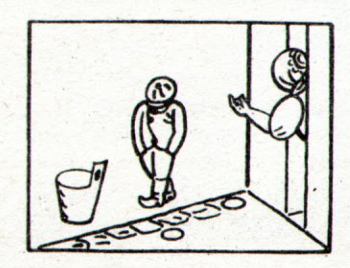
Wenige Minuten später stieg Unteroffizier Donner in die eisigen Fluten. Er spürte die Kälte durch den gut isolierten Tauchanzug. Donner hatte keine Handschuhe angezogen, um besser arbeiten zu können. Seine Hände waren mit einer dicken Fettschicht bedeckt, aber er merkte, wie seine Finger klamm wurden, kaum daß sie die durch Sprengung vom Eis befreite Wasseroberfläche berührten. Noch einmal warf er einen Blick durch das dicke Glas des Helmes. Die Genossen an der Pumpe sahen ihn an. Sein Freund Ehlers hob grüßend den Arm. Donner umklammerte den Schlauch, mit dem die Siebe des Kühlwasserkanals abgesaugt werden sollten, tastete noch einmal nach der Signalleine, deren anderes Ende ein Gefreiter in der Hand hielt, und stieß dann von der Einstiegleiter ab. Vor dem Glas des Taucherhelms quirlte das Wasser des Flusses. Ehlers und Hauptmann Nagel gingen in das Wärmezelt zurück und setzten sich vor die Wechselsprechanlage, mit deren Hilfe sie sich mit Donner verständigen konnten.

„Brauchst du mehr Luft?" fragte Ehlers in das Mikrofon. „Alles in Ordnung", klang es dumpf aus dem kleinen Lautsprecher. „In den Sieben hängt eine Baumwurzel. Sie staut den ganzen Schlamm."

„Ob er das allein schafft?" Unteroffizier Ehlers sah den Hauptmann besorgt an.

Donner kämpfte mit der Baumwurzel.

Aber ein dicker Strunk hatte sich in die eisernen Stäbe des Siebes verkeilt und wurde durch die Strömung immer fester hineingepreßt. Der herangeführte Schlamm setzte sich zwischen das Wurzelwerk und wurde zu einem festen Damm, der das Wasser abhielt. Donner zog unter Aufbietung seiner letzten Kräfte an einem der dicken Wurzelstränge. Er hängte sich mit seinem ganzen Gewicht an das Hindernis und versuchte, den Strunk etwas zu drehen. Ich muß das Ding herauskriegen, dachte er verzweifelt, sonst ist da oben im Werk wirklich Schluß. Dann schalten sie ab, und alles war umsonst. Die Luft wurde ihm knapp. Es rauschte in seinen Ohren. Er hatte das Gefühl, als presse ein stählerner Reif seinen Schädel zusammen. Wie von weitem hörte er in seinen Kopfhörern Hauptmann Nagels erregte Stimme, der ihm das Auftauchen befahl, denn die zwanzig Minuten waren bereits vergangen. Aber Donner nahm sich schon gar nicht mehr die Mühe, den Sinn der Worte zu verstehen. Eine ungeheure Wut verlieh ihm fast übermenschliche Kräfte. Die Baumwurzel erschien ihm wie ein grausames, lebensbedrohendes Tier. Er spürte seine erstarrten Hände nicht mehr, die sich in dem Wurzelwerk verkrallt hatten, aber er wußte, daß sie noch festhielten, und riß und zerrte verbissen. Plötzlich gab die Wurzel nach. Ein ungeheures Glücksgefühl durchströmte den Unteroffizier. Schritt für Schritt arbeitete sich Donner den Kühlwasserkanal zurück und hielt einen starken Ast der Wurzel umklammert. Er spürte, wie ihm der Schweiß trotz der eisigen Außentemperatur den Körper entlanglief. Verbissen stemmte er sich gegen die starke Strömung, die nicht nur gegen seinen Rücken drückte, sondern sich auch in dem verfilzten Wurzelwerk verfing und ihm den Ast aus der Hand zu reißen drohte. Meter um Meter zog er die Wurzel von den Sieben weg. Er sah, wie die Strömung durch die freigekämpften eisernen



22. Artig, als sei nichts gewesen, ging er nach Hause. Die Mutter aber hatte schon ungeduldig nach ihm Ausschau gehalten.



23. Stolz darauf, daß sie ihren Jungen überraschen konnte, überreichte sie ihm den Hund.



24. So trieb Frantik seine Späße, bis dem Zauberer wieder der Tabak ausging, und er trübsinnig in die leere Büchse guckte. Da fiel ihm Frantik ein, der sich nicht mehr hatte sehen lassen. Der Zauberer beschloß, Frantik für seine Gleichgültigkeit zu strafen.

25. Frantik wollte Tonicka diesmal als stattlicher Hirsch erscheinen. Doch daraus wurde nichts, denn plötzlich war er ein Schwein. Verzweifelt wünschte er sich seine richtige Gestalt zurück, umsonst, er blieb ein Schwein.



26. Da fiel ihm der Zauberer ein. Schnell lief er zu ihm. Der Zauberer hatte ihn schon erwartet. Er machte aus dem armen Schwein wieder den Jungen Frantik. Dann schickte er ihn Tabak holen.



27. Als Frantik den Tabak brachte, schenkte ihm der Zauberer ein 20-Kronen-Stück und sagte: „Laß die Zauberei sein. Kauf dir lieber gute Bücher und beschäftige dich mit vernünftigen Dingen."



Streben schoß und den Schlamm aus den Wurzelresten wusch. Jetzt haben sie da oben so viel Kühlwasser, wie sie brauchen – dachte Donner glücklich, jetzt können sie ihre Turbinen wieder mit voller Kraft laufen lassen.
Der Kampf mit der Wurzel schien entschieden. Doch plötzlich wurde dem Unteroffizier die Luft noch knapper. Verdammt, warum pumpen die da oben nicht anständig, dachte er, sie sollen pumpen, pumpen sollen sie. Er versuchte Worte zu formulieren, aber außer einem Gurgeln brachte er nichts heraus. Angst sprang ihn an. Er schnappte gierig nach Luft, aber es gelang ihm nicht mehr, seine Lungen zu füllen. Noch hielt er die Wurzel fest umklammert, aber ein Schwindelgefühl ließ die Konturen des Strunks vor seinen Augen verschwimmen, der Druck der Strömung in seinem Rücken wurde schwächer. Ich muß durchhalten, dachte er verzweifelt – da wurde es schwarz um ihn. Sein Körper gab dem Druck der Strömung nach und trieb mit der Wurzel, in die sich seine Hände verkrallt hatten, wieder zurück auf die eisernen Siebe zu. –

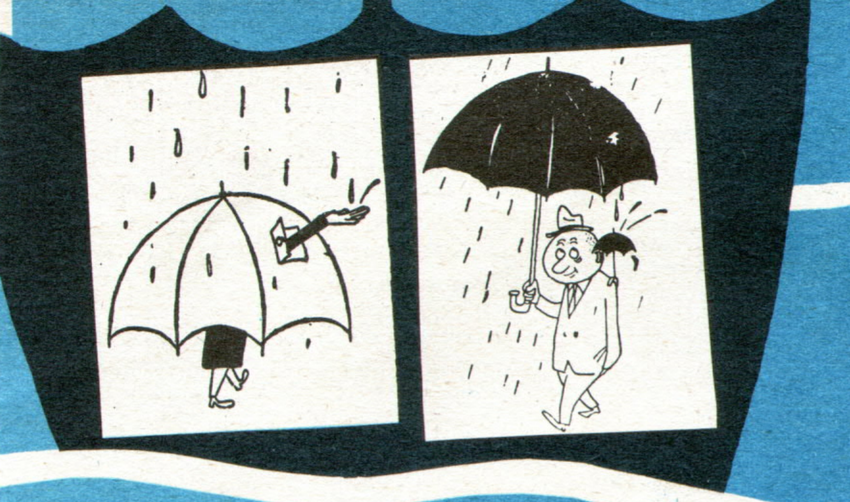
•

Die Männer im Wärmezelt starrten auf den kleinen Lautsprecher. „Erich", rief Unteroffizier Ehlers immer wieder, „Erich, hörst du mich nicht? Du sollst antworten!" Aber Unteroffizier Donner antwortete nicht.
„Sie müssen sofort 'runter, da ist etwas passiert!" Hauptmann Nagel sprang auf. Unteroffizier Ehlers machte sich bereit. Wenig später stieg auch er in das schwarze, eiskalte, unheimliche Wasser hinab. Er spürte die eisige Kälte so stark, daß er kaum mehr atmen konnte. Aber dann überwand er den Schock. Er ließ sich auf den Grund hinabsinken und erreichte den Eingang des Kühlwasserkanals. In der trüben Flut entdeckte er Donners Luftschlauch. Der Schlauch war von dem starken Ast eines entwurzelten Baumes am Eingang zum Kühlwasserkanal abgeklemmt worden. Ehlers tastete ihn vorsichtig ab. Der Ast hatte nicht so stark gedrückt, daß der Schlauch ganz abgeklemmt war. Schnell machte er den Schlauch wieder klar und fühlte, wie sich die Gummiwände von der Pumpluft dehnten.
Den Schlauch in der Hand, schwamm Ehlers mit der Strömung in den Kühlwasserkanal hinein. Dann entdeckte er den Freund. Donner war zweifellos ohne Besinnung. Er lag kurz vor den Sieben, hielt noch den Wurzelstock umklammert und schwankte in der Strömung. Das Gewicht des Taucheranzuges und das Eigengewicht des Mannes hatten verhindert, daß sich die riesige Wurzel wieder in die Siebe klemmte. Ehlers tastete sich an Donner heran und blickte durch das dicke Glas des Taucherhelms. Das Glas war beschlagen. Undeutlich erkannte er Donners Gesicht. Die Augen waren geschlossen. Ehlers versuchte die Hände Donners von dem Wurzelstock zu lösen, um den Kameraden aus dem Kühlwasserkanal zu ziehen. Aber Donners Finger waren wie im Krampf um den Strunk verkrallt. Ehlers fühlte erschrocken, wie auch seine Hände nicht mehr gehorchten.
Wenn ich ihn jetzt nicht herausbekomme, erfriert er – dachte der Unteroffizier verzweifelt.
Er merkte, wie seine Glieder immer ungelenker wurden.
Durch einige schnelle Bewegungen versuchte er, seine Blutzirkulation wieder anzuregen, aber die eisige Kälte lähmte ihn. Kaum spürte er noch seine Beine.
Ich werde auch nicht mehr aus diesem verdammten Kanal herauskommen, dachte er, und panische Angst durchzuckte ihn einen Augenblick. Dann hatte er sich wieder in der Hand.
Tastend bewegte er sich zurück und packte dann die schweren Taucherstiefel des Freundes.
Keuchend zog und zerrte er Donner, der immer noch die Wurzel umklammert hielt, auf den Kanaleingang zu, und endlich hatte er es geschafft.
Nun, da er mehr Platz hatte, gelang es ihm auch, die verkrampften Hände des Kameraden endlich von dem Strunk zu lösen.
Dann umklammerte er den leblosen Körper, gab das Signal und ließ sich hochziehen.
Als Ehlers mit dem ohnmächtigen Donner die Einstiegsluke erreichte, versagten auch ihm die Kräfte.
Hände griffen nach ihm und dem Kameraden, man zerrte die beiden Männer auf die Taucherplattform, riß ihnen Helm und Kombination vom Körper, schlug sie in Decken ein, und wenig später raste eine Sanitätskraftwagen heran, der die beiden Taucher in das Werk brachte.
Ehlers kam bald wieder zu sich und verfolgte besorgt die Bemühungen des Truppenarztes um seinen Freund.
Endlich schlug auch Donner wieder die Augen auf. Sein Gesicht bekam langsam Farbe.
Hauptmann Nagel atmete erleichtert auf. –

•

In der Hauptschaltwarte des Werkes starrten Werkleiter Bergmann und der Ingenieur Albrecht auf die Armaturen.
Langsam schwangen die Nadeln nach rechts.
Der Kühlwasserkanal meldete über die Wechselsprechanlage geregelte Kühlwasserzufuhr. Die Turbinen wurden nicht mehr heiß.
„Nun brauchen wir doch nicht abzuschalten", sagte Werkleiter Bergmann glücklich, „und das verdanken wir unseren braven Jungens von der Volksarmee."
Was sich auf dem Grunde des Flusses abgespielt hatte, wußte er nicht.

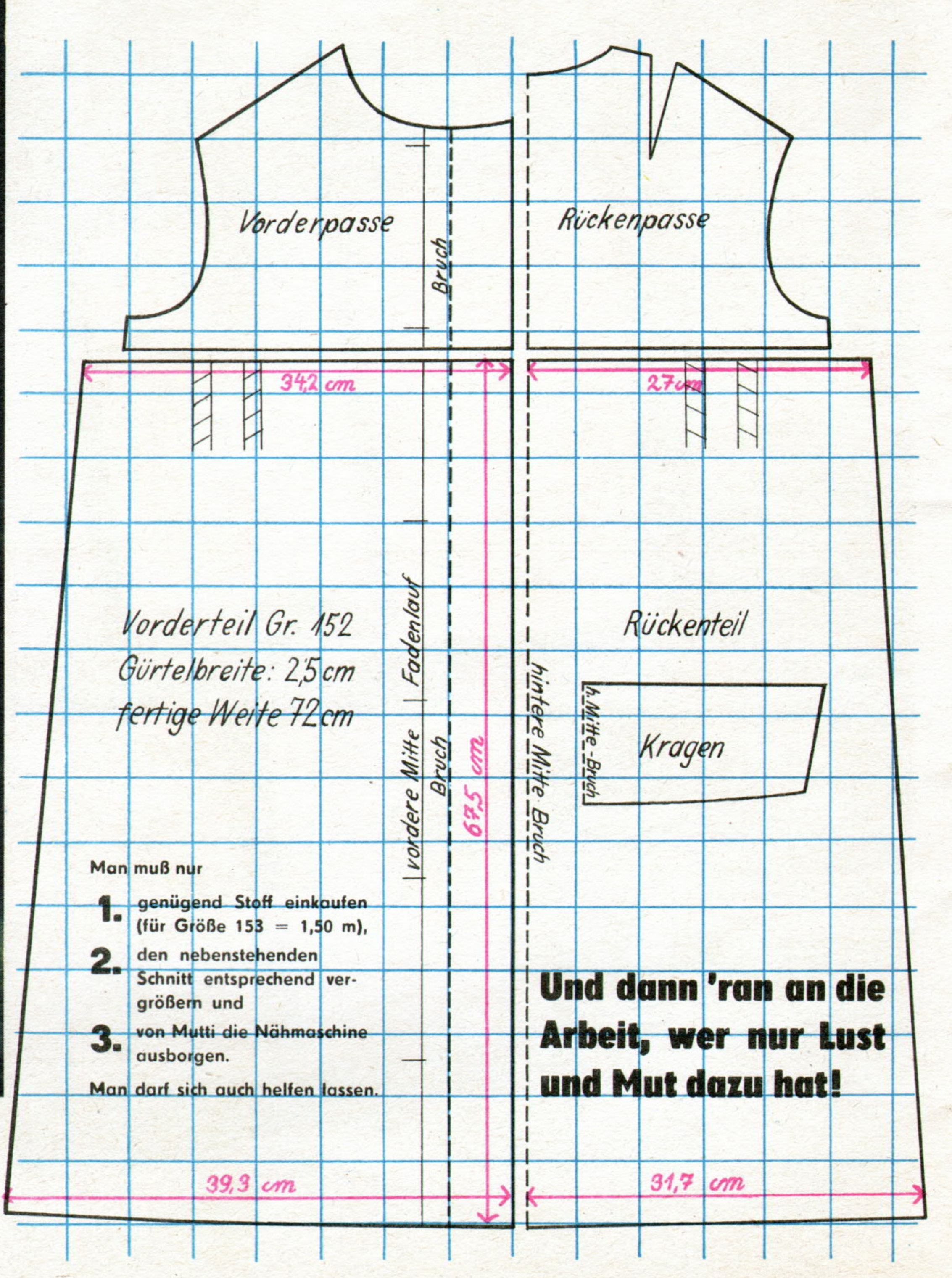
Schirm-Bild-stelle!



Zeichnungen: Horst Alisch

Mädchen-Mode-

Sie haben sich lange vor dem großen Spiegel gedreht und sind dann losgegangen. Dorthin, wo sich die Sonntagsspaziergänger drängen und, müde vom vielen Wintergrau, nach bunten Farben Ausschau halten.
Da stehen sie nun und lassen sich bewundern:



Man muß nur

1. genügend Stoff einkaufen (für Größe 153 = 1,50 m),
2. den nebenstehenden Schnitt entsprechend vergrößern und
3. von Mutti die Nähmaschine ausborgen.

Man darf sich auch helfen lassen.

Und dann 'ran an die Arbeit, wer nur Lust und Mut dazu hat!

Mareike konnte es nicht erwarten, sie mußte ihr neues Sommerkleid anziehen. Es ist aus gestreiftem Waschstoff und so einfach im Schnitt, daß man es leicht nacharbeiten kann.

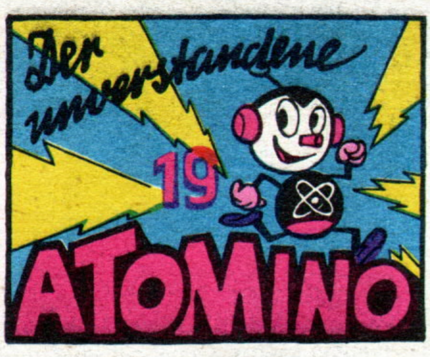
Magazin



Jungenhaft frech sieht Christina in ihrer Matrosenkutte aus. Blendendweiß heben sich Kragen und Ärmelbündchen vom leuchtenden Rot ab. Der Stoff ist derb, man braucht ihn nicht ängstlich zu behüten. Im Sommer wird Christina statt der langen Hosen weiße Shorts und eine ärmellose Bluse dazu tragen.

Modell: Deutsches Modeinstitut
Fotos: L.-H. Mirschel
Text: L. Obst

Und noch einmal Mareike. Diesmal im braven Frühlingskostüm von einem ebenso schüchternen Rosa wie das der Anemonen im Walde. Der Rock ist leicht ausgestellt; weiße Litze schmückt Ärmel- und Kragenränder.

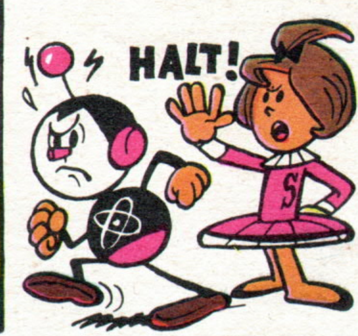


Durch seine Flucht hat Atomino Smeraldinas Vertrauen wiedererlangt.



Der Professor Zacha... ist eingeladen, sein... Vortrag auf der Atom-Konferenz zu halten.

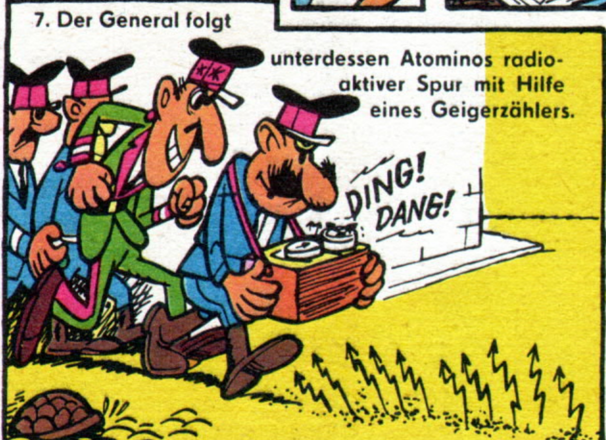
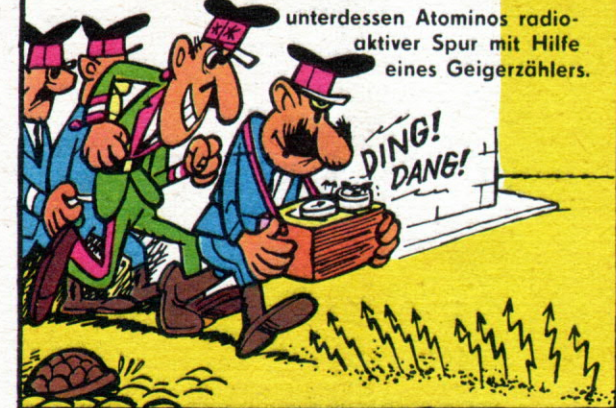
2. Sie finden einen wichtigen Brief an ihn. Sie beschließen, ihn sofort zu befreien.







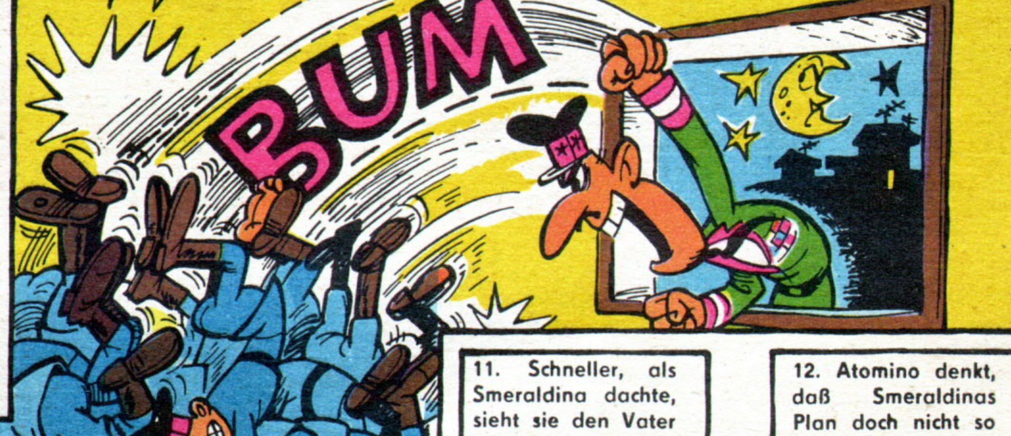


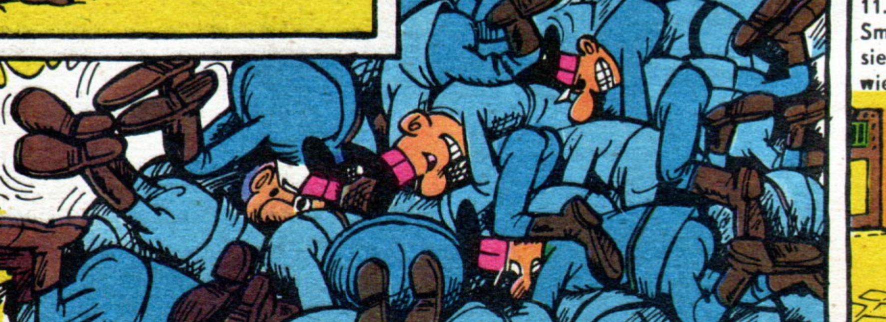















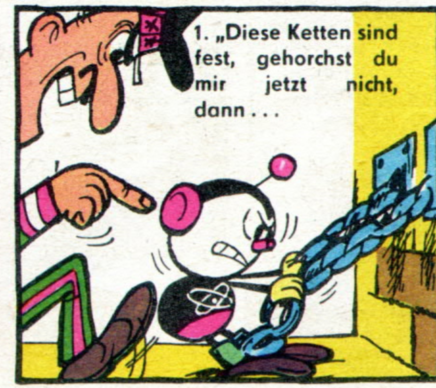
11. Schneller, als Smeraldina dachte, sieht sie den Vater wieder.

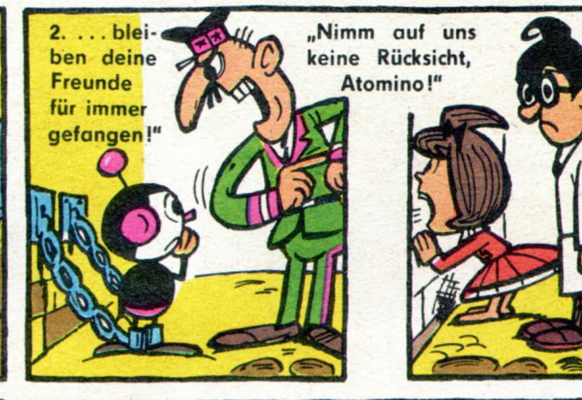
Redaktion: D. Wilkendorf (Chefredakteur), A. Lehfeld, R. Ehrhardt, I. Trisch, R. Lange, H. Görner; Gestaltung: A. Michalak. Beiratsmitglieder: K. Herde, R. Hambach, G. Feustel, M. Streubel, I. Korn, H. Haupt, P. Klimpel, H.-G. Beyer, W. Basan, Ing. Bartusch, Dipl.-Ing. Mauersberger, Ing. Hutter, W. Ondracek, H. Drasdo, W. Leimert, L. Streich, G. Meinke, A. Fritzsch, J. Kahl, Ing. Helbig, Ing. Lohse, H. Beer, M. Berthold, Obering. Dittrich, G. Tscharnke. Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", Berlin W 8, Kronenstraße 30/31, Postleitzahl 108, Fernruf 20 04 61. Herausgegeben von der Zentralleitung der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" über Verlag „Junge Welt". Die Zeitschrift erscheint monatlich. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, 8023 Dresden 23, Riesaer Straße 32. 2380. Notenstich: C. G. Röder, Leipzig. – Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Haftung. Bestellungen nimmt jedes Postamt entgegen. Index-Kennziffer 3 17 43.

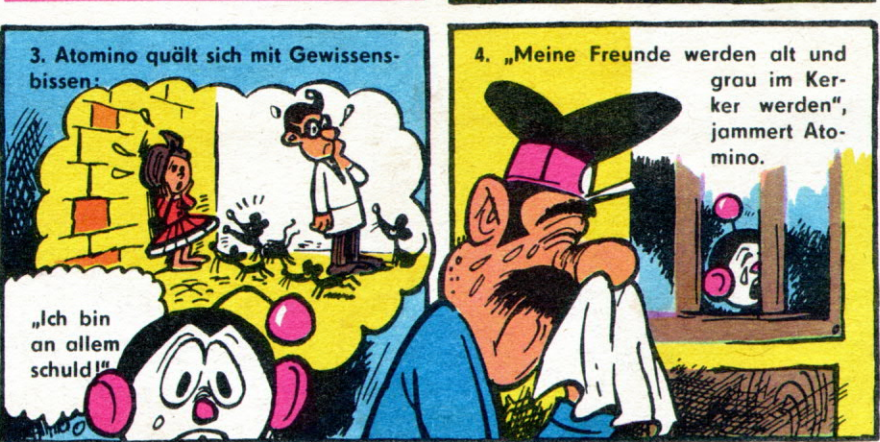
Auflösung von Seite 10: Was geht hier vor? — Die Kinder sammeln Alttextilien und andere nichtmetallische Altstoffe und bringen sie zur Rumpelmännchen-Annahmestelle.

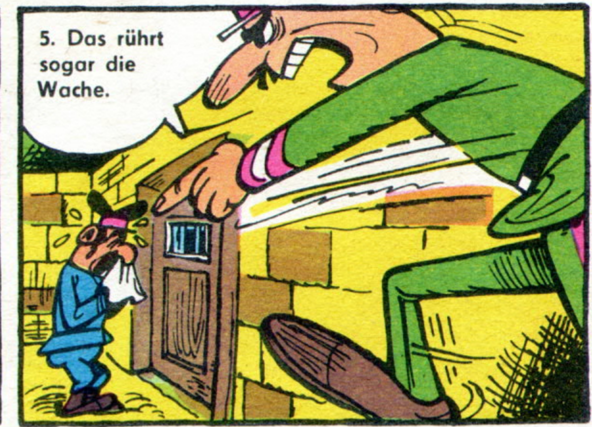
20

Eine neue Gefahr

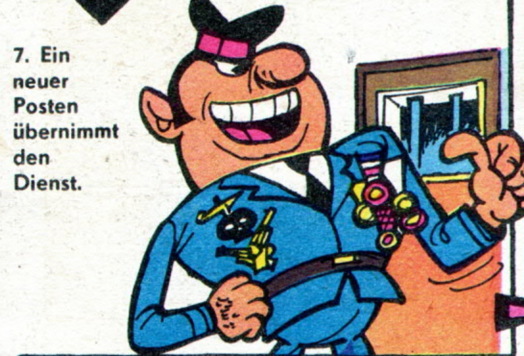


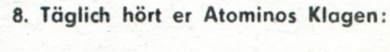




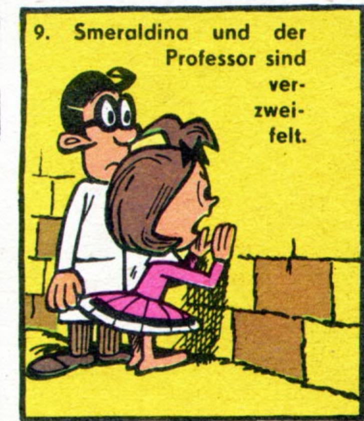




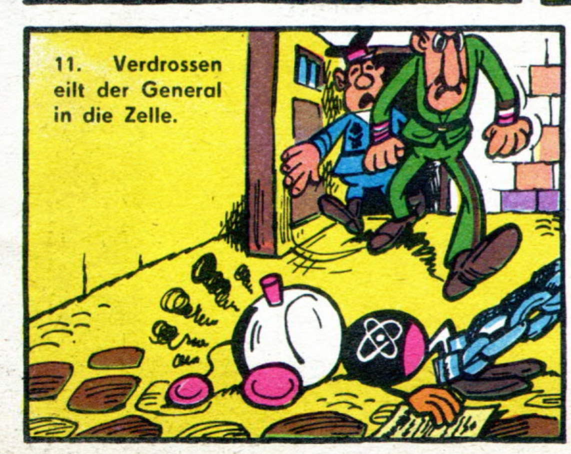
















Und im nächsten Heft: **Der hinterhältige General**



Es brodelt

im Inneren der Erde. Ihr Kern ist in feurig-flüssigem Zustand, das vermutete schon Alexander von Humboldt. Von dieser feurig-flüssigen Masse, die man Magma nennt, befinden sich noch Nester 10 bis 20 km tief in der Erdrinde. Das Magma (das an der Erdoberfläche zu Lava wird) bricht vor allem immer an den Schwächezonen der Erdkruste hervor. Diese Schwächezonen der Erde sind an den Stellen entstanden, wo sich in den verschiedensten Epochen der Erdgeschichte Gebirge bildeten. Deshalb befinden sich die Vulkane vor allem an den jüngsten Gebirgen unserer Erde. Bei einem Vulkanausbruch dringt das Magma vom Herd durch den Vulkanschlot nach oben, fließt über den Kraterrand und gleitet in breitem Strom als rotglühende Lava die Berghänge hinab, wobei diese alles vernichtet, was ihr im Wege steht. Auch heute entstehen zuweilen noch neue Vulkane, wie zum Beispiel in den Jahren 1943 bis 1949 der Parikutin in Mexiko. Er ragt 460 m aus der Landschaft und liegt 2 790 m über dem Meeresspiegel. Es gibt weit über 500 Vulkane auf der Erde.